

# ZEITSCHRIFT FÜR BAYERISCHE KIRCHENGESCHICHTE

---

85. JAHRGANG 2016



## INHALTSVERZEICHNIS

Kampmann, Jürgen: Die Schweinfurter Kirchenordnung von 1543 .....	1
Wüst, Wolfgang: Schweinfurt und das Heilige Römische Reich deutscher Nation ...	22
Müller, Uwe: Die Einführung der Reformation in der Reichsstadt Schweinfurt 1542 .....	45
Huber, Wolfgang: Theologische Entschiedenheit, politische Vorsicht und Konzilianz. Zur Rolle des Rates bei der Reformation in der Reichsstadt Nürnberg .....	56
Seiderer, Georg: Die Reformation in Rothenburg ob der Tauber .....	64
Unterburger, Klaus: Die Reformation in Regensburg – Strukturen, Entwicklungen, Besonderheiten .....	73
Gößner, Andreas: Der Kaiser als Reformator gegen das Papsttum: Ludwig der Bayer aus der Sicht Philipp Melanchthons .....	85
Simon, Gerhard: Theobald Billican und Graf Georg II. von Wertheim. Ein neu gefundener Briefkontakt zum Personalmanagement in der Reformationszeit .....	142
Baumann, Werner: Ein Basler in der Oberpfalz. Briefliche Berichte des Magisters Ludwig Lucius aus Amberg 1604 bis 1610, hauptsächlich an Grynaeus .....	156
Freller, Thomas: „Von den Pforten des Todes“ zum „Fegefeuer“ – Säkularisationsversuche der Regierung Kurbayerns im Kontext der Errichtung des Bayerischen Großpriorats des Malteserordens .....	165
Wallmann, Johannes: Luthers ‚Judenschriften‘ im 19. und 20. Jahrhundert. Nachträge .....	180
Fugmann, Gernot: „Gott nicht in den Weg treten“. Christian Keyßer und seine biographisch geprägten Leitgedanken in Neuguinea und Deutschland .....	210

## IV

### Buchbesprechungen

1. Allgemeine Kirchengeschichte/Universalgeschichte .....	(Nr. 2010–2019)	253
1.1. Reformationsgeschichte .....	(Nr. 2010–2018)	253
1.2. 20. Jahrhundert .....	(Nr. 2019)	264
2. Außerbayerische Territorialkirchengeschichte .....	(Nr. 2020–2028)	266
3. Bayerische Kirchengeschichte .....	(Nr. 2029–2045)	286
3.1. Übergreifend .....	(Nr. 2029–2031)	286
3.2. Bis 1517 .....	(Nr. 2033)	295
3.3. 1517 bis 1648 .....	(Nr. 2034–2037)	297
3.4. 1648 bis 1806 .....	(Nr. 2038–2039)	304
3.5. 19. Jahrhundert.....	(Nr. 2040–2042)	309
3.6. 20. Jahrhundert / Zeitgeschichte .....	(Nr. 2043–2045)	313
4. Kunst- und Kulturgeschichte .....	(Nr. 2046)	318
Bericht über die Vereinsarbeit .....		320
Personenverzeichnis .....		328
Ortsverzeichnis .....		336

## Besprochene Werke

Asche / Buchholz / Schindling (Hg.): Die baltischen Lande (Keller) . . . . .	(Nr. 2020)	266
Baier (Hg.): Als evangelischer Feldgeistlicher im Ersten Weltkrieg → Stählin . . . . .	(Nr. 2019)	264
Baumann: Anna von Lodron [Frundsberg; Schenk von Limpurg; Reformation] (G. Simon) . . . . .	(Nr. 2037)	301
Bedal: Dorfkirchen in Franken (Herz) . . . . .	(Nr. 2046)	318
Benediktiner in Bayern → Germania Benedictina . . . . .	(Nr. 2029)	286
Benini: Die Feier des Osterfestkreises im Ingolstädter Pfarrerbuch des Johannes Eck (Köpf) . . . . .	(Nr. 2034)	297
Blaufuß / Corzine (Hg.): Wilhelm Löhe und Bildung (Hövelmann) . . . . .	(Nr. 2041)	310
Dendorfer (Hg.): Reform und früher Humanismus in Eichstätt: Bischof Johann von Eych (Eberl) . . . . .	(Nr. 2033)	295
Garber: Das alte Breslau. Kulturgeschichte (Wolfgang Huber) . . . . .	(Nr. 2022)	268
Germania Benedictina: Bayern (Unterburger) . . . . .	(Nr. 2029)	286
Gößner / Huber (Hg.): Ansbach, Dinkelsbühl, Feuchtwangen, Rothenburg → Orte der Reformation . . . . .	(Nr. 2035)	299
Hamm: Ablass und Reformation (Nieden) . . . . .	(Nr. 2013)	255
Hohenadel: Das Consolatorium tribulatorum des Bernhard von Waging (Köpf) . . . . .	(Nr. 2031)	290
Kaufmann: Geschichte der Reformation in Deutschland [Neuausgabe 2016] (Huber) . . . . .	(Nr. 2012)	255
Kaufmann: Martin Luther, 4., überarbeitete Auflage (Huber) . . . . .	(Nr. 2011)	254
Kist / Wendehorst: Reichsbistum, Fürstbistum, Erzbistum Bamberg 1007–1976 (Urban) . . . . .	(Nr. 2030)	288
Kitzmann: Wagnis Widerstand. Evangelische Christen in München (Herz) . . . . .	(Nr. 2045)	317
Kuropka: Galen. Wege und Irrwege der Forschung (Köpf) . . . . .	(Nr. 2028)	284
Lang: Das Augustinerchorherrenstift St. Zeno in Reichenhall (Eberl) . . .	(Nr. 2032)	293
Leppin: Die fremde Reformation. Luthers mystische Wurzeln (Dietz) . . .	(Nr. 2014)	257
Löffler / Rottler (Hg.): Netzwerke [...]: St. Emmeram im Zeitalter der Aufklärung (Unterburger) . . . . .	(Nr. 2039)	306
Lückel: Adel und Frömmigkeit. Die Berleburger Grafen und der Pietismus (Blaufuß) . . . . .	(Nr. 2025)	276
Luther: Schriften in vier Bänden, hg. von Th. Kaufmann und A. Beutel (Huber) . . . . .	(Nr. 2015)	259

VI

Michael: Der Katechismus des David Chyträus (Keller) .....	(Nr. 2024)	272
Mück: NS-Hochburg in Mittelfranken [Neustadt/Aisch 1922–1933] (Herz) .....	(Nr. 2044)	316
Mühle: Breslau. Geschichte (Jan Huber) .....	(Nr. 2021)	267
Müller: Einsichten Martin Luthers – damals und jetzt. Analyse und Kritik (Huber) .....	(Nr. 2017)	263
[Neuendettelsau, Diakonie:] löhe-porträts, Hefte 1–8: Stählin, Haffner, Schober, Miederer, Oberender, Ioanta, Helbich, Klöckner (Jan Huber) .....	(Nr. 2042)	312
Orte der Reformation: Ansbach, Dinkelsbühl, Feuchtwangen, Rothenburg (Süß) .....	(Nr. 2035)	299
Orte der Reformation: Regensburg (Süß) .....	(Nr. 2036)	300
Panter: Die Haller Synagogen des Elieser Sussmann [Schwäbisch Hall] (Wolf) .....	(Nr. 2026)	279
Picker u.a. (Hg.): Protestanten ohne Protest. Die evangelische Kirche der Pfalz im Nationalsozialismus (Schneider) .....	(Nr. 2027)	280
Reinhardt: Luther der Ketzer. Rom und die Reformation (Nieden) .....	(Nr. 2016)	260
Scheible: Melanchthon, Vermittler der Reformation. Eine Biographie (Huber) .....	(Nr. 2018)	263
Schuhl/Winkler: Im Zeitalter der Weltkriege [Diakonie Neuendettelsau unter Lauerer und Dietzfelbinger] (Huber) .....	(Nr. 2043)	313
Schoenauer (Hg.): löhe-porträts → Neuendettelsau .....	(Nr. 2042)	312
Stählin: Als evangelischer Feldgeistlicher im Ersten Weltkrieg [Tagebücher 1914–1917] (Huber) .....	(Nr. 2019)	264
Weiß: Die Macht der Seherin von Altötting [Katholizismus 19. Jahrhundert] (Unterburger) .....	(Nr. 2040)	309
Weiss (Hg.): Regensburg → Orte der Reformation .....	(Nr. 2036)	300
Welker u.a. (Hg.): Europa reformata (Huber) .....	(Nr. 2010)	253
Wien / Leppin (Hg.): Kirche und Politik am Oberrhein im 16. Jahrhundert (Wolf) .....	(Nr. 2023)	270
Zedler (Hg.): Prinzenrollen 1715/16. Wittelsbacher in Rom und Regensburg (Bender) .....	(Nr. 2037)	304

# Buchbesprechungen (Nr. 2010–2046)

Redaktion: Wolfgang Huber

## 1. Allgemeine Kirchengeschichte/Universalgeschichte (Nr. 2010–2019)

### 1.1. Reformationsgeschichte (Nr. 2010–2018)

Welker / Beintker / de Lange (Hg.): Europa reformata 1517–2017. Reformationsstädte Europas und ihre Reformatoren (Huber) (Nr. 2010) – Kaufmann: Martin Luther (Huber) (Nr. 2011) – Kaufmann: Geschichte der Reformation in Deutschland Martin Luther (Huber) (Nr. 2012) – Hamm: Ablass und Reformation. Erstaunliche Kohärenzen (Nieden) (Nr. 2013) – Leppin: Die fremde Reformation. Luthers mystische Wurzeln (Dietz) (Nr. 2014) – Luther: Schriften in vier Bänden, hg. von Thomas Kaufmann und Albrecht Beutel (Huber) (Nr. 2015) – Reinhardt: Luther der Ketzer. Rom und die Reformation (Nieden) (Nr. 2016) – Müller: Einsichten Martin Luthers – damals und jetzt. Analyse und Kritik (Huber) (Nr. 2017) – Scheible: Melanchthon, Vermittler der Reformation. Eine Biographie (Huber) (Nr. 2018)

WELKER, MICHAEL / BEINTKER, MICHAEL / DE LANGE, ALBERT (Hg.): Europa reformata 1517–2017. Reformationsstädte Europas und ihre Reformatoren. – Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2016. – 504 S., kart., Abb. – ISBN 978-3-374-04119-0. – Englische Ausgabe: ISBN 978-3-374-04130-5.

Die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE), die durch die Leuenberger Konkordie miteinander verbunden sind, legt diesen repräsentativen Band zum Jubiläum vor. Renommiertere Wissenschaftler aus verschiedenen Ländern wie Martin Sallmann, Irene Dingel, Martin Schwarz Lausten, Mariano Delgado oder Thomas Kaufmann stellen in 48 Artikeln (übersetzt u.a. von Gerhard Philipp Wolf) die Reformationsgeschichte von 49 Städten zusammen mit ihren wichtigsten Protagonisten vor. Die Reihe geht – nur einige Namen seien exemplarisch genannt – von Antwerpen über Basel, Genf, Heidelberg, Herborn, Hermannstadt, Lyon, Marburg, Riga, Tallinn und Tartu, Stockholm, Straßburg, Turku, Witmarsum

bis nach Zürich. In den Blick kommen Reformatoren wie Johann Heß und Zacharias Ursinus in Breslau, Thomas Cranmer in Cambridge, John Knox in Edinburgh, Johannes Bugenhagen in Kopenhagen, Primus Truber in Ljubljana, Christoph Schappeler in Memmingen, Lazarus Spengler und Andreas Osiander in Nürnberg oder auch die „Vorreformatoren“ Wyclif in Oxford (neben Tyndale) und Jan Hus in Prag. Es gelangen als nicht nur erfolgreiche, sondern auch gescheiterte und radikale Reformatoren zur Darstellung wie die „Täufer“ von Münster, Karlstadt in Orlamünde, Müntzer in Mühlhausen oder in Worms – neben Luther – die Spiritualisten Ludwig Hätzer und Hans Denck (S. 482 wird dessen Geburtsort fälschlich nach Unterfranken verlegt).

Dass bei einer solchen Auswahl dann freilich der wichtige täuferische Reformator Balthasar Hubmaier in Waldshut und Nikolsburg und der so verhängnisvoll wirkende Hans Hut, der Apostel des fränkisch-schwäbisch-österreichischen apokalyptischen „Täufertums“, der in Augsburg die Parusie Christi erwartete, übergangen

wurden, darf man bedauern. Außerdem vermisst man die wichtigen Reformationsstädte Königsberg in Preußen (das heute russische Kaliningrad) und Regensburg. Dagegen wäre z.B. die Stadt Bretten entbehrlich gewesen, da Melanchthon natürlich von Wittenberg aus als Reformator gewirkt hat. Immerhin findet sich aber ein Artikel über Wien und Paul Speratus, wo dann immerhin auch auf die in der Gegenreformation untergegangene Reformation in Österreich hingewiesen wird. Für viele bildet es sicherlich eine Überraschung, dass Sevilla, Ferrara (mit Olympia Fulvia Morata) und Venedig mit eigenen Artikeln als europäische Reformationsstädte ausgezeichnet werden.

Obwohl die unvermeidliche Auswahl der Orte und Personen mitunter etwas willkürlich anmutet – sie ist offenbar auch von aktuellen Darstellungsinteressen geleitet – bietet der Band ein topographisches Panorama der Reformation in Europa. Er kommt tatsächlich der im Vorwort von Herausgeber Michael Welker formulierten Absicht nahe, „der Polyzentrik und der Vielschichtigkeit“ (S. 9) der Reformation in Europa gerecht zu werden, die zwar von Luther ausgelöst wurde, aber von ihren frühen Anfängen an eben keine einheitliche Bewegung darstellte, sondern eine Vielfalt an den verschiedenen Orten eine bunte Vielfalt an Themen, Schwerpunkten und Frömmigkeitsstilen hervorbrachte. Zweifellos weckt der Band mit seinen historischen und aktuellen Bildern und qualitätvollen Beiträgen Lust, die vorgestellten Orte der Reformation kennenzulernen. Dass ihm kein Personenregister beigegeben wurde, ist freilich zu bedauern.

[2010]

*Wolfgang Huber*

**KAUFMANN, THOMAS:** Martin Luther. – 4., überarb. Auflage (= Reihe: C. B. Beck Wissen). – München: C.H. Beck, 2016. – 128 S., kart. – ISBN 978-3-406-69887-3.

Der bekannte Göttinger Reformationshistoriker hat seine im Jahr 2006 erschienene kurze und bündige Luther-Biographie überarbeitet und (weitgehend seitenidentisch) neu auflegen lassen. Kaufmanns Einleitung (S. 7–14), die auf Luthers „Beter- und Täternatur“ (S. 11) abhebt, bietet eine Skizze der Luther-Deutungen von der Reformationszeit bis zum Jahr 1945. Sie benennt dann die eigene Perspektive: „Für die Charakteristik von Luthers Person, wie sie in diesem Büchlein verfolgt wird, ist die Beobachtung konstitutiv, dass er zugleich ganz in seiner Gegenwart und ganz in seinem Glauben lebte. (...) Theologie und Biographie, Glaube und Erfahrung, Kontemplation und Agitation sind in Luthers Person untrennbar und weit aus inniger miteinander verbunden, als dies bei den meisten Theologen seiner Zeit der Fall war.“ (S. 13f) Dieser Befund prägt die Darstellung dieses kleinen Buchs.

In einem ersten Hauptteil (S. 15–24) wird zunächst ein knapper Überblick über die verschiedenen „Bilder“ gegeben, wie Luther sich selber verstanden und sich gegenüber anderen bewusst präsentiert hat. Der zweite Hauptteil (S. 25–58) enthält eine pointierte Luther-Biographie. Der dritte, wesentlich umfangreichere Hauptteil (S. 59–115) umreißt schließlich Luthers „Theologische Existenz“ und zwar anhand der Erfahrungssituationen, aus denen heraus Luther seine „Lehre“ entwickelt hat: „Bibel“, „Kanzel und Katheder“ usw. Ein Epilog (S. 116–122), der auf die „Pluralität des Christentums“ hinweist, eine Karte, vier Abbildungen, ausgewählte Literaturhinweise, eine Zeittafel und ein Personenregister komplettieren das Büchlein.

Fazit: Es bietet auf erstaunlich wenig Seiten viel Luther, mit einem riesigen Fundus origineller und authentischer Zitate. Es ist auch für Kenner, die eigentlich schon alles

einmal gelesen haben, spannend geschrieben, auf anspruchsvollem Niveau, höchst informativ, umsichtig, kritisch, problembewusst, zuverlässig, dazu noch preiswert und wegen des kleinen Formats leicht verträglich auch für bereits mit Luther-Literatur gefüllte Bücherregale.

[2011]

*Wolfgang Huber*

**KAUFMANN, THOMAS:** Geschichte der Reformation in Deutschland Martin Luther. – Durchgesehene, ergänzte und um einen Epilog erweiterte Neuausgabe. – Berlin: Suhrkamp, 2016. – geb., 1038 S., Festeinband.- ISBN 978-3-518-42541-1.

Wer die erste Auflage dieser besten und neuesten Reformationsgeschichte (vgl. Besprechung in ZBKG 80/2011, Nr. 1699) noch nicht besitzt, sollte spätestens zum Jubiläum 2017 die (seitengleiche) Neuausgabe kaufen. Das Werk wurde um den instruktiven Epilog ergänzt: „Martin Luther und die Reformation in Deutschland – in der Erinnerungskultur und in der historischen Forschung“ (S. 721–774).

In dieser Reformationsgeschichte kann man detailliert und anschaulich (fast) alles nachlesen, um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie sich das von Martin Luther initiierte und von ihm entscheidend mitgeprägte Geschehen in Deutschland vor Ort und im Zusammenhang abspielte. Kaufmanns Reformationsgeschichte bietet den Panorama-Blick mit einer Tiefenschärfe, die sowohl exzeptionelle als auch exemplarische Vorgänge genau ins Auge fasst. Dem Göttinger Kirchenhistoriker ist eine anspruchsvolle, zugleich spannende, alle relevanten Aspekte umfassende, facettenreiche, analytische Gesamtdarstellung auf höchstem historiographischen Reflexionsniveau gelungen. Besser geht es (wahrscheinlich) nicht!

[2012]

*Wolfgang Huber*

**HAMM, BERNDT:** Ablass und Reformation. Erstaunliche Kohärenzen. – Tübingen: Mohr Siebeck, 2016. – XVI + 281 S., kart. – ISBN 978-3-16-154481-1.

Der emeritierte Erlanger Kirchenhistoriker Berndt Hamm hat ein provokantes Buch geschrieben. Galt der bisherigen protestantischen Reformationshistoriographie das spätmittelalterliche Ablasswesen ausschließlich als „Negativfolie der Reformation“ (S. 5), erschien der Ablass als Kumulationspunkt spätmittelalterlich-kirchlicher Dekadenz, so versucht Hamm erstmals „Kohärenzen“ im Sinne einer „Gemeinsamkeit oder Verwandtschaft der Motivationen und Argumente“ (S. 6) zwischen Ablass und Reformation aufzuzeigen. Der Ablass wird herausgeführt aus dem geläufigen, einseitig auf die päpstlichen Finanzinteressen fixierten Verständnis, indem er – und das hat in dieser Konsequenz vor Hamm noch kein evangelischer Kirchenhistoriker gewagt – als Instrument einer Seel- und Heilssorge gedeutet wird, die darauf zielte, dem von Jenseitsängsten umgetriebenen Menschen des Spätmittelalters die rettende Gnade möglichst nahe zu bringen. Vor dem Hintergrund einer solchermaßen akzentuierten Lesart des Ablasswesens erscheint die Reformation wie eine „Fortsetzung eines spätmittelalterlichen Wandels in der gleichen Veränderungsrichtung [...], aber eine Fortsetzung, die mit einem bemerkenswerten qualitativen Sprung verbunden ist.“ (S. 12)

Hamm erzählt die Geschichte des Plenarablasses, des vollständigen Erlasses aller zeitlichen Sündenstrafen, als eine Geschichte zunehmender „Entschränkungen“ (Bernd Moeller) der Ablassgnade. Wurde der Plenarablass zunächst nur den Kreuzfahrern gewährt, so konnte man ihn bald als Jubiläumsablass beim Besuch der römischen Apostelgräber, bald auch bestimmter Kirchen außerhalb Roms erwerben. Die Jubiläen wurden immer kurzaktiger ausgeschrieben, schließlich wurde der Ablass auch auf die Verstorbenen ausgedehnt und in den Ab-



lasskampagnen Raimund Peraudis zugleich um einen umfangreichen Schulderlass für die Lebenden ergänzt. Die Entgrenzungsdynamik steigerte sich bis zur Möglichkeit des Nachlasses selbst ungebeichteter, ‚vergessener‘ Sünden – eine „vorher nie gekannte Gnadenkumulation“ (S. 74), die eine letzte Begrenzung darin fand, dass der Ablasserwerbende immer noch ein, wenn auch nur sehr geringes Ablasswerk in Form eines Gebetes oder einer Geldzahlung erbringen musste. Der entscheidende Schritt zur Reformation bestand dann in der Herauslösung des ‚totalen‘ Schuld- und Strafnachlasses aus dem Monopol der päpstlichen Schlüsselgewalt und, was den Anteil des mitwirkenden Menschen betrifft, im „Quantensprung vom Minimum zum Nichts“ (S. 160; 244). Die Totalisierung der Gnade und die Sündenvergebung zu Minimalbedingungen sind indes nur zwei von insgesamt sechs „Kohärenzlinien“ (S. 233) zwischen der Ablassverkündigung und dem reformatorischen Evangeliumsverständnis, die Hamm in seinem Buch herausarbeitet. Zusammen mit anderen Berührungspunkten wie der seelsorglichen Motivierung, der Steigerung der Gnadennähe, der fortschreitenden Externalisierung der sühnenden Genugtuung sowie der Maximierung der Heilssicherheit erweisen sie das spätmittelalterliche Ablasswesen als Teil einer umfassenden Reform- und Seelsorgebewegung, aus der dann in kritischer Wendung gegen die Anfänge die Reformation erwuchs.

Diese profilierte Deutung beruht auf einer Relektüre einschlägiger ablass- und frömmigkeitstheologischer Quellen des Hoch- und Spätmittelalters, insbesondere der Schriften Peraudis, der Ablassinstruktion („*Instructio summaria*“) des Mainzer Erzbischofs Albrecht von Brandenburg und der die Gedanken Peraudis aufnehmenden und propagierenden Schriften des Augustinertheologen Johannes von Paltz. Gerade aus den verbreiteten pastoraltheologischen Werken des Letzteren, der „*Coelifodina*“ („Himmlische Fundgrube“) und dem „*Sup-*

*plementum Coelifodinae*“ („Ergänzung der Himmlischen Fundgrube“), rekonstruiert Hamm, intimer Kenner der paltzischen Theologie, einen in den späten 70er-Jahren des 15. Jahrhunderts einsetzenden ablass-theologischen Innovationsschub. Die Gnade rückte immer näher an den Menschen heran, indem der Papst mit seinen Jurisdiktionsvollmachten als nun auch im örtlichen Beichtpriester gegenwärtig verkündet wurde. Zugleich nahm Paltz den Eigenanteil des Menschen in der dem Ablass vorausgehenden Buße auf die unvollkommene Furchtreue („*attritio*“) zurück und reduzierte die zum Ablasserwerb geforderte Geldzahlung auf einen symbolischen Beitrag, der – wie die „*Instructio summaria*“ zeigt – bei mittellosen Verhältnissen auch ganz entfallen konnte. Damit stand allen Menschen ein umfassender, eben Schuld und Strafe umfassender ‚Versicherungsschutz‘ zu sehr günstigen Konditionen zur Verfügung. An dieses spätmittelalterliche „Evangelium des Ablasses“ (S. 76; 231) knüpfte Hamm zufolge das reformatorische Evangelium an. Luther griff das Anliegen der Frömmigkeitstheologen auf, radikalisierte allerdings die damit verbundenen anthropologischen, gnadentheologischen und ekklesiologischen Vorstellungen in einer Weise, dass sie in die damalige Kirche, Frömmigkeit und Theologie letztlich nicht mehr integrierbar waren. Hinter dieser Interpretation steht Hamms ‚dialektisches‘ Konzept reformatorischer Innovation, das die Reformation nicht einfach nur als „Bruch“ mit dem Spätmittelalter versteht, sondern als dessen überwindende Fortführung. Entsprechend tritt in diesem Buch der aus einer zielgerichteten Bewegung heraus gewagte „Sprung“ auf ein qualitativ anderes Niveau als weitere verhältnisbestimmende Deutungsmetapher hinzu (vgl. etwa S. 245).

Dass die bisherige Forschung die in den herangezogenen Ablassdokumenten greifbaren seelsorglichen Absichten übersah oder, wo sie diese sah, doch nicht recht ernst nahm, führt Hamm auf die verbreitete Neigung zurück, Luthers Charakterisierung

gen des spätmittelalterlichen Ablasswesens für belastbare Tatsachenbeschreibungen zu nehmen. Hamm dagegen weigert sich nicht ohne Grund, die Ablassquellen von vornherein im Sinne einer von der späteren reformatorischen Kritik her beeinflussten ‚Hermeneutik des Verdachts‘ zu interpretieren. Die Tatsache, dass die Ablasspromulgation zu päpstlichen oder anderen Fiskalzwecken instrumentalisiert werden konnte, stellt die seelsorgliche Intention der spätmittelalterlichen Ablasstheologie nicht notwendigerweise infrage und spricht schwerlich gegen deren historische Rekonstruktion. Hamm übersieht den „abusus“ keineswegs, fragt allerdings von seinem theologiegeschichtlichen Ansatz her nicht nach der Praxis, sondern nach der Norm. Inwieweit konterkarierten kirchenrechtliche Weisungen oder theologische Überlegungen das „Evangelium des Ablasses“? Seiner Meinung nach wurde die Glaubwürdigkeitskrise des Ablasswesens erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts evident, als die Päpste aus finanziellen Interessen heraus begannen, die Gültigkeit früherer Beichtbriefe aufzuheben. Diese Deutung wird wohl ebenso zu diskutieren sein wie die Frage, ob sich Luthers Ablasskritik in die ‚Kohärenzthese‘ nahtlos einfügen lässt. Abgesehen von derlei Anfragen, darf man schon jetzt die Einschätzung wagen: Das klar argumentierende, flüssig geschriebene Buch wird alle wissenschaftlichen Bemühungen um ein historisches Verständnis des Ablasses beflügeln. Hamm hat in luzider Analyse eine Bedeutungsseite des mittelalterlichen Ablasswesens rekonstruiert, die man bei künftigen Befassungen mit dem Thema nicht mehr wird ignorieren können.

[2013]

*Marcel Nieden*

LEPPIN, VOLKER: Die fremde Reformation. Luthers mystische Wurzeln. – München: C.H. Beck, 2016. – 247 S., geb., Festumschlag, 13 Abb. – ISBN 978-3-406-69081-5

Einmal mehr macht der Tübinger Kirchenhistoriker Volker Leppin in seiner Studie deutlich, dass der früher vielfach behauptete Gegensatz von Protestantismus und Mystik heute mit guten Gründen verabschiedet ist. Eine solche Entgegensetzung ist sowohl für die Anfänge der Reformation wie auch für viele andere Phasen der protestantischen Kirchengeschichte irreführend. Aber es geht Leppin nicht nur um die Bedeutung der Mystik, sondern insgesamt um eine Neubewertung des Verhältnisses von Reformation und Mittelalter. Programmatisch schreibt er im Vorfeld des Reformationsjubiläums: „Der Anfang der Reformation lag im Mittelalter. Ihren Nährboden bildet die Mystik.“ (S. 31)

Leppin untermauert diese These durch einen zusammenfassenden Überblick zu Luthers nachhaltiger Prägung durch mystische Theologen und Texte. Zuerst ist Luther von seinem Ordensoberen Johannes von Staupitz in eine mystisch gefärbte Christusfrömmigkeit eingeführt worden. Staupitz hat Luther zum Vertrauen auf Gottes unbedingte Gnade ermutigt, so sehr, dass Luther Staupitz als eigentlichen Anreger der neuen Lehre bezeichnen konnte. Der Einfluss von Johannes Tauler auf Luthers frühe Römerbriefvorlesung ist schon häufig als hoch veranschlagt worden. Leppin zeigt, dass es sich bei Luthers Begeisterung für Tauler nicht nur um eine kurzfristige Phase handelte, sondern um eine grundsätzliche Inspiration, die seine Theologie nachhaltig veränderte und prägte. Über Tauler wurde Luther ohne sein Wissen auch mit grundlegenden Gedanken Meister Eckharts bekannt. Schließlich war Luther von der anonymen Schrift *Theologia deutsch* so sehr beeindruckt, dass er sich sogar als zweimaliger Herausgeber für ihre Verbreitung engagierte und sie in den höchsten Tönen gerühmt hat.

Von diesen frömmigkeitsgeschichtlichen Erinnerungen her kommt Leppin auch zu einer Neubewertung der eigentlich reformatorischen Auseinandersetzungen Luthers mit seiner Kirche. Am Beginn der Reformation stand nicht der programmatische Bruch. Luther vertrat vielmehr Positionen, die damals das Spektrum katholischer Frömmigkeit und Theologie nicht verließen. Erst die kirchenpolitisch und teilweise auch finanziell motivierten Auseinandersetzungen um Luthers Ablasskritik führten zu einer tragischen Eskalation des Konflikts. Eine Schlüsselrolle weist Leppin dabei der Konfliktverschärfung durch den päpstlichen Gesandten Prierias zu. Durch seine extreme Betonung des unbedingten Gehorsams, den man dem päpstlichen Lehramt schuldet, wurde Luthers Kritik an kirchlichen Missständen zu allererst verketzert, so dass Luther in erheblichem Maße auch von seinen Gegnern zum kirchenspaltenden Reformator gemacht wurde.

Erst im Verlauf seines Prozesses entwickelte Luther seine reife Worttheologie. Diese führte dann endgültig zu theologischen Brüchen etwa im Sakraments- und Amtsverständnis, die nicht mehr überbrückbar waren. Zugleich lässt sich diese neue Zentrierung der Theologie nicht als Verabschiedung der mystischen Momente seiner Frühzeit lesen. Auch in seiner Reifezeit verwendete Luther eine Reihe von mystischen Motiven wie das Bild der bräutlichen Verbundenheit mit Christus oder der geistlichen Geburt. Von Luthers Anfängen aber her betrachtet erscheint die Kirchenspaltung eher als tragisches Missverständnis, das sich mehr an der Stellung zur Autorität des Papsttums entzündete als an genuin theologisch-geistlichen Grundsatzfragen.

Dass „Mystik“ keinen Gegensatz zum reformatorischen Glauben bildet, sondern eine unverzichtbare Anregung und bleibendes Element auch der reifen evangelischen Frömmigkeit war und ist, diese Einsicht hat sich in den letzten Jahrzehnten vielfach durchgesetzt. Leppins Würdigung

dieser Wurzeln verfolgt jedoch ein ambitionierteres Ziel. Die Mystik ist in dieser Studie nur ein Beispiel dafür, dass die traditionelle Betonung des revolutionären Bruchs durch die Reformation irreführend sei. Vielmehr schlägt Leppin eine Sicht auf die Reformation vor, in der diese kein Bruch mit dem Mittelalter darstellt, sondern Teil eines langfristigen Umformungsprozesses ist. Denn in ihr setzen sich eine Reihe von spätmittelalterlichen Reformbewegungen fort, wie die Impulse der Augustinischen Gnadenlehre, der Humanismus mit seiner Wertschätzung der ursprünglichen Quellen wie überhaupt die Reformbemühungen der zeitgenössischen Frömmigkeitstheologie.

In seinem Plädoyer für die Kontinuitätslinien von Reformation und Mittelalter ist Leppin grundsätzlich zunächst einmal zuzustimmen. Man kann die Reformation als Teil einer längeren Umformungszeit bzw. eines religiösen Reformzeitalters sehen.

Es bleiben allerdings auch offene Fragen. Schon Luthers Bezug auf mystische Traditionen war vielschichtig. So hat Luther die Aufstiegslogik mystischer Theologie im Sinne eines Bonaventura ebenso kritisiert, wie er den spekulativen Höhenflügen der negativen Theologie eines Dionysius Areopagita verständnislos gegenüberstand. Ähnlich fern blieb ihm ihre nicht seltene asketische Leibskepsis wie die ekstatischen Gipfelerlebnisse einiger Ausläufer der Frauenmystik. Der Gewinn einer neuen Wertschätzung mystischer Traditionen für die Entwicklung Luthers sollte nicht zu einem Verlust an möglichen Differenzierungen im Blick auf die Mystik führen.

Hinsichtlich der weiteren Entwicklung der Reformation macht auch Leppin die Vielfalt mystischer Denkstile deutlich. Karlstadt und Müntzer repräsentieren etwa je einen anderen Strang mystischen Denkens. Beide sind durch große Nähe zu frühen Einsichten Luthers ausgezeichnet, wollten aber der reifen Theologie des Reformators durchaus nicht folgen. Daher dürfte es sinnvoll sein,

den Begriff der Mystik auch im Blick auf Luther wieder stärker ausdifferenzieren.

Noch einmal anders ist die weitergehende These übergreifender und überwiegender Kontinuitätslinien zum Mittelalter einzuschätzen. Lässt sich auch die reife Theologie Luthers unter die Rubrik einer „Transformation der Mystik“ (S. 137) einordnen? Genügt der Nachweis des unverkennbaren Erbes mystischer Traditionen bei Luther hin, um sagen zu können: „Luther blieb, unverkennbar und unbeirrbar, Mystiker“ (S. 205)? Ist die Worttheologie lediglich eine „Brechung“ der mystischen Frömmigkeit, ohne dass dadurch die überwiegende Kontinuität zu den Wurzeln in Frage gestellt würde: „Die Brechung war kein Bruch“ (S. 121)?

Sicherlich kann man die Worttheologie ab 1518 als Fortführung eines begonnenen Weges verstehen. Aber: die neue Zentrierung der Theologie Luthers auf Evangelium und Glaube ist nicht nur eine „Brechung“ der bisherigen mystischen Theologie. Die Metapher der Brechung (des Lichtes etc.) suggeriert ja eher die Modifikation eines bestehenden Sachverhaltes. Eine solche Metapher wird m.E. dem Neuen nicht gerecht, das sich nun in Luthers Theologie Bahn bricht und sich in einer Neukonzeption von christlicher Gewissheit und Freiheit, der Sakramentenlehre und der Ekklesiologie ausdrückt. Wenn man darin lediglich eine Modifikation des Bisherigen sehen möchte, wird schwer begreiflich, warum Weggefährten wie Staupitz, Karlstadt u.a. Luther an dieser Stelle nicht folgen konnten.

Nun mag es das Schicksal jeder wichtigen Einsicht sein, dass sie durch einseitige Betonung ihrer Gewinne neue Verluste einführt. Die integrative Darstellung eines übergreifenden Reformzeitalters wird sich darin ausweisen müssen, dass sie auch aufgebrochene Differenzen nicht nivelliert, sondern präziser zu beschreiben hilft.

[2014]

*Thorsten Dietz*

LUTHER, Martin: Schriften in vier Bänden, hg. von Thomas Kaufmann und Albrecht Beutel. – Berlin: Verlag der Weltreligionen, 2014–2015. – Festeinband, Leinen: Band 1: Aufbruch der Reformation, hg. von Thomas Kaufmann (2014), 635 S. – ISBN 978-3-458-70047-0; Band 2: Reformation der Frömmigkeit, hg. von Thomas Kaufmann (2014), 424 S. – ISBN 978-3-458-70048-7; Band 3: Kirche und Schule, hg. von Albrecht Beutel (2015), 394 S. – ISBN 978-3-458-70049-4; Band 4: Christ und Welt, hg. von Albrecht Beutel (2015), 360 S. – ISBN 978-3-458-70050-0.

Noch eine Luther-Ausgabe? Man mag es ja kaum glauben angesichts des Angebots. Aber diese Ausgabe von Kaufmann/Beutel ist wohl die schönste unter den momentan erhältlichen Luther-Ausgaben – und besitzt noch mehr und wichtigere Vorzüge. Sie knüpft konzeptionell und ästhetisch an die sechsbändige Ausgabe des Insel-Verlags an, die in einer kleinen Kassette zum Luther-Jahr 1983 erschienen ist und wohl zu den langlebigsten Früchten des vergangenen Jubiläums zählt. Während die damaligen Herausgeber Gerhard Ebeling und Karin Bornkamm ausgewählte Schriften Luthers in heutiger Sprache präsentierten – in der modernisierenden Übertragung durch namhafte Fachleute – bieten Kaufmann und Beutel auf der Grundlage der Weimarer Gesamtausgabe bei behutsamer orthographischer Anpassung an die heutige Schreibweise Luthers wichtigste deutsche Werke weitestgehend „authentisch“. Daneben wurden die wenigen ausgewählten lateinischen Luther-Schriften in heutiges Deutsch übersetzt, so dass sie sich – eine interessante Erfahrung – viel leichter lesen lassen als die von Wortschatz und Lautbestand her nahezu im „O-Ton“ gebotenen Texte.

Die Kommentierung im „Stellenkommentar“ am Ende eines jeden Bandes bietet die notwendigen sprachlichen Erklärungen, aber auch instruktive historische Einleitungen zu den jeweiligen Schriften und knapp-

ste sachliche Erläuterungen – alles auf einem Niveau, wie man es sich besser nicht wünschen kann. Etwas mühsam gestaltet sich freilich der praktische Gebrauch – wegen des Verzichts auf einen Fußnotenapparat: man muss zwischen Text und Anmerkungsapparat am Ende des Bandes immer hin und her springen.

Zur getroffenen Auswahl: Kaufmann/Beutel bieten insgesamt vierzig Schriften Luthers, thematisch in vier Bänden nach ihrer reformationshistorischen Wirkung gebündelt. Bei Band 1 reicht das Spektrum von den Ablassthesen 1517 und den Grundsatzschriften von 1520 über die „Vermahnung an die Geistlichen auf dem Reichstag zu Augsburg 1530“ bis zu Luthers Vorreden zu den Ausgaben seiner deutschen und lateinischen Schriften (1539 bzw. 1545). Bei Band 2 gelangten beispielsweise zur Auswahl: Luthers Vorreden zur Bibel, die Texte zur *Ars moriendi*, die *Magnificat*-Auslegung, der Kleine Katechismus und die noch positive Judenschrift von 1523. In Band 3 finden sich unter anderen die *Invocavit*-Predigten (1522), Luthers wichtige Schriften zur Reform des Gottesdienstes von 1523 und 1526 und des Schulwesens von 1524 und 1530 sowie „Von den Konziliis und Kirchen“ von 1539. Band 4 enthält die *Obrigkeitsschrift* von 1523, die *Bauernkriegsschriften* und die „Warnung an seine lieben Deutschen“ von 1531, außerdem die Schrift „Vom ehelichen Leben“ (1522) und die „Disputation über den Menschen“ (1536). Insgesamt wurden Texte beiseite gelassen, die rein innertheologisch-wissenschaftliche Fragen behandeln, z.B. der Traktat „*De servo arbitrio*“ von 1525.

Kurzum: Noch eine Ausgabe, deren Anschaffung und vor allem deren Studium lohnt, um von der Auseinandersetzung mit dem originalen Luther für die Theologie der Gegenwart zu lernen.

[2015]

*Wolfgang Huber*

REINHARDT, VOLKER: Luther, der Ketzler. Rom und die Reformation. München: C.H. Beck, 2016. – 352 S., geb., Festumschlag, 24 Abb. – ISBN 978-3-406-68828-7.

Das Buch des in Fribourg lehrenden Frühneuzeithistorikers gehört zu denjenigen Werken im jubiläumsbedingt anschwellenden Strom der Luther-Publizistik, die bereits im Jahr 2016 besondere öffentliche Aufmerksamkeit fanden. Heinz Schilling fragte in der *Süddeutschen Zeitung*: „[...] ist Volker Reinhardts ‚Luther, der Ketzler‘ das Buch der Stunde?“ (11. Februar 2016) Tatsächlich wird das Buch verlagsseitig im Stil einer historiographischen Sensation vermarktet. Nicht nur der Ketzler-Titel spricht für sich. Der Band wird zusätzlich mit einer Werbebanderole ausgeliefert, die nicht weniger verheißt als die Öffnung der „Geheimakte Luther. Vatikanische Quellen decken auf, was in der Reformation wirklich geschah.“ Und in den Texten des Schutzumschlags wird gleich zweimal behauptet, dass der Band ein „erstaunlich neues Bild“ von dem Kampf der Mentalitäten und Interessen zeichne, der die Welt verändert habe. Auch wenn man bei dergleichen Ansagen eine absatzstrategische Marketingrhetorik in Abzug bringen muss, liegt die Messlatte immer noch hoch. Wird der Band den Verlagsankündigungen gerecht?

Kein Zweifel, das Buch liest sich ausgesprochen flüssig, ist von Stil und Anlage her im Grund ein umfangreicher Essay. Die Ausgangsfrage leuchtet unmittelbar ein: Warum war eine Verständigung zwischen Luther und dem Papst nicht möglich? Warum redete man scheinbar von Anfang an aneinander vorbei, ja unternahm nicht einmal ansatzweise den Versuch, den anderen zu verstehen, obgleich ein gewisses Reforminteresse auch auf päpstlicher Seite vorhanden war? Die Antwort ist Reinhardt zufolge in nationalen Antagonismen zu suchen. Die eigentlichen, bis heute wirkmächtigen Ursachen der Reformation liegen, so Reinhardt,

nicht in bestimmten theologischen Differenzen, sondern in tiefwurzelnden Aversionen zwischen Italienern und Deutschen, die sich ‚heimtückischen Welschen‘ beziehungsweise ‚tumben Barbaren‘ gegenübersehen. Dass die Einheit der Kirche zerbrach, ist für Reinhardt letztlich das Ergebnis eines eskalierenden Kulturgegensatzes.

Zur Untermauerung dieser These erzählt Reinhardt gleichsam die Beziehungsgeschichte zwischen Luther und dem Papst: „Dieses Buch will das Wirken Luthers und den dadurch ausgelösten Prozess der Glaubensspaltung gleichberechtigt und simultan von beiden Seiten aus nachvollziehen.“ (S. 15) Reinhardt geht es um eine bifokale Geschichtsschreibung, die neben der reformatorischen auch die römische Sicht der Dinge zur Geltung bringt. Auf den ersten Blick kommt das Buch als Luther-Biographie daher. Die charakterisierenden Überschriften der fünf Kapitel – Luther der „Mönch“, „Kritiker“, „Barbar“, „Vergessene“ und „Ketzer“ – dienen jedoch nur als lose Klammern, um die jeweilige Darstellung von Sicht und Gegen-Sicht zusammenzuhalten. Selbstverständlich sind nicht alle Lebensphasen Luthers für die intendierte „Doppelperspektive“ gleichermaßen ergiebig. Die Betrachtung der Frühzeit (1483 bis 1517) steht eher im Zeichen der Mythenrevision, wenn Reinhardt Luthers Bemerkungen zu Kindheit und Jugend als aus einer Altersperspektive heraus erfolgte Selbststilisierung deutet und die in der protestantischen Kirchengeschichtsschreibung nur allzu verfestigten Bilder vom lasterhaften Renaissance-Rom und von den päpstlicherseits über Gebühr belasteten Deutschen („Nettozahler Europas“, S. 57) dekonstruiert. Ergiebiger sind die späteren Lebensphasen des Reformators. Schon in den 95 Thesen sieht Reinhardt mit den Fragen der Laien (These 81–90) eine kritische Infragestellung des Papsttums formuliert, die dann innerhalb von nur knapp drei Jahren zur Absage an Leo X. führte und schließlich in der Überzeugung vom Papst als Antichrist ku-

mulierte. Der Schlagabtausch mit Prierias, das Verhör durch Cajetan im Jahr 1518, der Wormser Reichstag von 1521 mit der Anklage durch den Nuntius Girolamo Aleandro, die Begegnung des Nuntius Pietro Paolo Vergerio mit Luther 1535 in Wittenberg: In all diesen literarischen und persönlichen Begegnungen entdeckt Reinhardt von vornherein verhärtete Fronten, die letzten Endes auf eingefahrene Wahrnehmungs- und Wertungsmuster von Deutschen und Italienern zurückzuführen seien. Im Hintergrund steht dabei die Überzeugung, dass die von Luther angesprochenen theologischen Probleme ‚schon damals‘ niemand recht verstanden habe, nicht einmal seine theologischen Gegner, der Konflikt also mithin andere Wurzeln haben müsse. Von diesen Kulturgegensätzen her – so Reinhardt in einem mit „Clash of Cultures“ überschriebenen, in die Gegenwart ausgreifenden „Epilog“ – seien dann selbst der Ökumene des 21. Jahrhunderts kaum Zukunftsperspektiven zu bescheinigen, obgleich die theologischen Differenzen von damals in den Kirchen von heute inzwischen nahezu eingeebnet worden seien.

Die in mehrfacher Hinsicht fragwürdigen finalen Einschätzungen einmal beiseite lassend, wird man sagen können, dass Reinhardt mit seinem Luther-Ketzer-Buch zu Recht auf eine in der bisherigen Forschung wengleich nicht völlig vernachlässigte, so doch unterbelichtete Dimension hinweist: die Einbindung der päpstlichen respektive kurialen Perspektive in die Reformationshistoriographie. Wer die Reformation verstehen will, kann sich nicht nur auf die Sicht der reformatorischen Theologen und deren Sympathisanten konzentrieren, sondern sollte auch die Perspektive der Gegner studieren, mit denen Luther in der Auseinandersetzung wesentlich Kontur und Profil seiner Theologie errang. Das waren nicht nur die deutschen Kontroverstheologen, sondern auch kuriale Theologen wie Prierias, Legaten wie Cajetan und nicht zuletzt die Päpste selbst.

Die Verve, mit der Reinhardt die bisherige protestantische reformationshistorische Forschung der Ignoranz zeiht, und der Entdeckergestus im Blick auf die angeblich ungehobenen römischen Quellen gehen indes an der faktischen Forschungslage vorbei. Entgegen den Verheißungen der Verlagsankündigung finden sich in den Endnoten des Buches keinerlei Hinweise auf bislang unerschlossenes Material, stattdessen begegnen einem die bereits im 19. Jahrhundert erschienenen, verdienstvollen, von protestantischen Theologen und Historikern herausgegebenen Bände der Nuntiaturberichte und Aleander-Depeschen auf Schritt und Tritt. Es bleibt offensichtlich bei der Auswertung grundsätzlich bekannter Dokumente.

Auch ergibt die kulturgeschichtlich orientierte Deutung des historischen Materials kein „erstaunlich neues Bild“ der Reformationsgeschichte. Die Linie einer sich zunehmend verschärfenden und schließlich in die berühmt-berüchtigten Ausfälle einmündenden Papstkritik Luthers wird von Reinhardt nochmals pointiert nachgezeichnet, ist aber schon von Remigius Bäumer (Martin Luther und der Papst, 5. Aufl., 1987) differenziert und quellennah herausgearbeitet worden. Allenfalls in der von Reinhardt plastisch modellierten Selbstwahrnehmung der Päpste, kurialen Theologen und Nuntien als vom Genius Loci inspirierter Adepten antiker Lebenskunst, in der Rekonstruktion des römischen Blicks auf die Vorgänge in Deutschland, bestimmt von kirchlichen wie familienpolitischen, finanziellen wie künstlerisch-ideellen, italienischen wie gesamteuropäischen Perspektiven, begegnen Neuaokzentuierungen, die im Ganzen gesehen besser verstehen lassen, warum die Päpste die Luther-Sache nicht so recht ernst nahmen.

Der Umgang mit den Quellen hinterlässt einen zwiespältigen Eindruck. Nicht nur, dass Reinhardts Darstellung von Luthers Frühzeit ausschließlich aus den Tischreden schöpft. Auch im Blick auf die römischen Quellen scheint man bei Reinhardt nicht

immer eine kritische Prüfung des Zeugniswertes und eine diesen Zeugniswert berücksichtigende Interpretation voraussetzen zu können. Zwar betont Reinhardt deren Ambivalenz, sieht etwa durchaus in den Depeschen Aleandros vom Wormser Reichstag 1521 die stilisierenden Züge und leitenden kirchenpolitischen Interessen (vgl. S. 146; 157); was ihn aber nicht hindert, so zweifelhafte Einschätzungen, wie etwa Aleandros Behauptung, das einfache Volk verstünde von der lutherschen Lehre „nur seine Flüche und Huttens Satiren“ (S. 159), für die historische Wahrheit selbst zu halten. Gerade die oftmals und kaum absichtslos eingestreuten Mutmaßungen des rhetorisch versierten Nuntius, der in Erasmus den geistigen Brandstifter der Reformation gefunden zu haben glaubte und hinter Luthers Ketzerei Arianismus witterte, hätten die Samthandschuhe des Historikers erfordert. So wird von Reinhardt die fragwürdige Geschichte vom zwar mediengeniegen, aber letztlich unverstandenen, allenfalls produktiv missverstandenen Luther munter fortgeschrieben (vgl. S. 220; 299), obgleich die Beobachtung, dass nicht wenige Laienautorinnen und -autoren die angeblich so elaborierte Rechtfertigungslehre Luthers in ihren Flugschriften doch erstaunlich souverän und genau wiedergeben, ja weiterdenken konnten, andere Schlussfolgerungen nahegelegt hätte.

Man wird gut daran tun, das Feld der vermeintlichen „Ursachen“ der Reformation möglichst offen zu halten, wird neben theologischen Differenzen, mentalen Aversionen, kulturellen Gegensätzen auch institutionsoziologische, wirtschaftliche und andere Faktoren einbeziehen. Die Fronten zwischen „Humanisten“ und „Barbaren“ liefen nicht selten quer durch die sich formierenden Nationen hindurch. Abgesehen von der Dominanz der kulturell-kausalen Deutung wird man Reinhardt freilich die Tatsache, dass seine „Simultanerzählung“ (S. 16) keine umfassend-ausgewogene Darstellung der Reformation bietet, dass in ihr weder ‚der ganze Luther‘ noch ‚der gan-

ze Papst' in den Blick kommen, schwerlich vorwerfen können. Sie erscheint vielmehr als Konsequenz des beziehungsgeschichtlichen Fokus. Reinhardt hat ein wunderbar einseitiges Buch geschrieben – nicht obwohl, sondern gerade weil er seinen Stoff von zwei Seiten aus betrachten will.

[2016]

*Marcel Nieden*

MÜLLER, GERHARD: Einsichten Martin Luthers – damals und jetzt. Analyse und Kritik. – Zweite, veränderte Auflage. – Erlangen: Martin-Luther-Verlag, 2017. – 356 S., kart. – ISBN 978-3-87513-191-8.

Bei der Besprechung (der ersten Auflage) dieses Buchs (Erlangen 2015) in ZBKG 2015, Nr. 1956, wurde am Ende das Desiderat formuliert, dass bei einer Neuauflage Register nicht fehlen sollten. Dieser Wunsch in Erfüllung: Die zweite Auflage bietet nun Register der Personen, Orte, Sachen, Bibelstellen und der zitierten Werke Luthers. Das fundierte, kritische und gut zu lesende Luther-Buch des Erlanger Reformationshistorikers mit seinen pointierten Positionen, Argumenten und Belegen lässt sich damit wesentlich leichter „benutzen“. Außerdem wurde der erste Teil über Luthers Einsichten um vier Kapitel erweitert, nämlich zu Luther als Bibelausleger und -beurteiler, Bestsellerautor und Politiker. Dagegen wurden aus dem zweiten Teil „Unsere Aufgaben – Anstöße und Kritik“ die drei (tagesaktuelleren) Kapitel zur Luther-Dekade 2008–2017 sowie über „Glaube und Wissen“ und über „Demokratisch legitimierte Ethik“ getilgt und ein Kapitel mit der Frage „Haben Lutheraner besondere Schwierigkeiten mit

Kirche?“ hinzugefügt. Die Leseempfehlung der Besprechung aus ZBKG 2015 bleibt weiterhin bestehen.

[2017]

*Wolfgang Huber*

SCHEIBLE, HEINZ: Melanchthon, Vermittler der Reformation. Eine Biographie. – München: C.H. Beck, 2016. – 445 S., geb., Leinen. – ISBN 978-3-406-68673-3.

„Dieses Buch ist die überarbeitete und aktualisierte Fassung der Melanchthon-Biographie“ (S. 4) des Altmeisters der Melanchthon-Forschung, die dieser zum 500. Geburtstag des Reformators im Jahr 1997 vorgelegt hat (vgl. Besprechung in: ZBKG 1998, Nr. 965). Schön, dass diese anschauliche und zugleich prägnante Biographie, die nebenbei auch eine historische Einführung in das europaweit ausstrahlende literarisch-wissenschaftliche Werk darstellt, neu herauskommt! Denn Heinz Scheible nutzt die Chance, seine bisher unübertroffene Melanchthon-Biographie weiter zu verbessern: Ergänzt wurden Abbildungen (mit aufschlussreichen Erläuterungen), Quellen- und aktuelle Literaturhinweise zur Darstellung (S. 350–386, eine detaillierte Zeittafel (S. 327–346) sowie ein umfangreiches Register von Orten und Themen (S. 416–445). Damit ist das meisterhafte Buch auch von dieser Seite her bequem zu erschließen. Wer sich also für den humanistischen Universalgelehrten, Bildungsreformer, friedliebenden Christenmenschen und stets nach Vermittlung strebenden Reformator der Kirche interessiert, kommt an dieser Biographie nicht vorbei.

[2018]

*Wolfgang Huber*



### 1.2. 20. Jahrhundert (Nr. 2019)

[Stählin:] Als evangelischer Feldgeistlicher im Ersten Weltkrieg. Wilhelm Stählins Tagebücher 1914–1917, hg. von Helmut Baier (Huber) (Nr. 2019)

[STÄHLIN, WILHELM:] Als evangelischer Feldgeistlicher im Ersten Weltkrieg. Wilhelm Stählins Tagebücher 1914–1917, hg. von *Helmut Baier*. – Stuttgart: Kohlhammer, 2016. – 1070 S., kart., 70 Abb. – ISBN 978-3-17-029828-6.

Wilhelm Stählin (1883–1975), Pfarrer im oberfränkischen Gräfenberg, nach dem Ersten Weltkrieg charismatisch-moderner Prediger in Nürnberg, dann jugendbewegter Liturgiker und Professor für Praktische Theologie in Münster, Mitbegründer der Berneuchener Bewegung und der Evangelischen Michaelsbruderschaft, schließlich Landesbischof von Oldenburg und beliebter Rundfunkprediger, gehört zu den interessantesten Theologen des 20. Jahrhunderts. Es sei darum gleich vorweg gesagt: Wer sich für Stählin als Spiritual, Liturgiker und Ökumeniker interessiert, muss diese voluminöse Tagebuch-Edition nicht lesen, sondern hält sich besser an dessen Autobiographie, die immerhin auch 743 Seiten umfasst (Via vitae, Kassel 1968, nicht, wie Baier S. 18 angibt: 1964). Diese beschreibt die Zeit „Im Kriege“ prägnanter und fassbarer (S. 128–156). Die Tagebücher lagen den entsprechenden Passagen der Lebenserinnerungen zugrunde.

Nun hat sich der Editor aber doch der großen Anstrengung unterzogen, die über knapp drei Jahre gehenden Tagebuch-Aufzeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg mühevoll aus teilweise schwieriger Kurzschrift, unterstützt von kundigen Helfern, zu transkribieren und übersichtlich in 28 Kapiteln zu ordnen. Dies allein stellt schon eine gewaltige Leistung dar. Die Kapitel I bis IX (S. 1–262) schildern die Erlebnisse „An der Westfront“ (vom 14. November 1914 bis 7. Juli 1915), die Kapitel X bis XXVIII

(S. 262–828) die „An der Ostfront“ (10. Juli 1915 bis 28. September 1917). Vorgeschaltet ist eine längere, den Inhalt vorausschauend skizzierende und bereits akzentuierende Einführung (S. 15–49), wobei bedauerlicherweise keine Seitenverweise zu den angesprochenen Tagebuch-Stellen geboten werden. Man hätte sich hier, auch anhand der Forschungsliteratur eine reflektiertere, umsichtig-kritischere Einordnung des Dokuments gewünscht. Eine kurze Einleitung „Zur Edition“ (S. 50–52) legt knapp die Grundsätze der Bearbeitung dar und statet, was eigentlich sonst ins Vorwort gehört, den obligatorischen Dank ab. Am Ende dokumentiert ein reichhaltiger Anhang von 23 Stücken (S. 861–990) Predigten, Vortragsreden und Berichte Stählins aus der Kriegszeit. Ein Reisebericht Stählins ins Baltikum aus dem Jahr 1923 (S. 829–861), der dazwischen eingefügt ist, komplettiert die Edition.

Die Tagebücher sind zuerst wertvoll für Interessierte an authentischen Zeugnissen, speziell Ego-Dokumenten aus dem Ersten Weltkrieg, und zwar aus dem Bereich der Militärseelsorge: Wie nahm ein Feldgeistlicher den Krieg wahr – an der Westfront in Flandern und in der Normandie und dann vor allem an der Ostfront im Baltikum, von Litauen bis Estland (Kurland)? Stählin notierte beflissen seine Eindrücke von der Realität des Krieges, die Realität der Front gelangt freilich tatsächlich kaum in den Blick. Nur selten musste sich Stählin in die Kampfzone begeben. Die schon recht früh einsetzende und zunehmende Kriegsmüdigkeit und Demoralisierung nimmt er sensibel wahr, auch die wachsende Unlust, sich von Theologen auferbauen zu lassen, um dann wieder als Soldat zu dienen. Stählin schildert aus der Perspektive des Besatzers (freilich eines Geistlichen) die Realität der Mili-

tärokkupation. Die Kriegspropaganda mit ihrer Lügenhaftigkeit durchschaut er recht schnell. Auf die stereotypen und durch sie verstärkten Feindbilder und Klischees fällt Stählin trotzdem immer wieder herein, obwohl er durchaus einen unabhängigen Blick beweist. Unzählige Beobachtungen, Begegnungen, Namen hielt er fest. Er berichtet vom Leben der einfachen Leute, der Bauern und Soldaten, über das Offizierskorps, die baltische Oberschicht, die Großgrundbesitzer und den Adel. Stählin denkt nach über die komplexen Verhältnisse und Beziehungen der verschiedenen Nationen mit ihren Konfessionen und Kulturen (Franzosen, Belgier, Flamen, Wallonen, deutsche Protestanten, katholische Litauer und Polen, evangelische Letten, Esten und orthodoxe Russen sowie Juden).

Stählin verfolgte beim Schreiben seines Tagebuchs keinen erkennbaren höheren literarischen Anspruch. Er führte Tagebuch, um sich selbst seiner Arbeit zu vergewissern – er war aus Überzeugung in den Militärdienst getreten –, und er notierte Erlebnisse des Tages, um dokumentarisches Material für die möglicherweise damals schon ins Auge gefasste Autobiographie zu sammeln.

In genau diesem originalen Rohzustand werden die Tagebücher auch wiedergegeben. Stählin hat seine Tagebücher nicht mehr überarbeitet, nicht das Interessante, Wertvolle, Exemplarische, Aufschlussreiche aus der weit überwiegenden Masse des Alltäglich-Banalen aussortiert. Um darunter die Perlen der Beschreibung zu finden, muss man eine schwer verdauliche Menge an Tagebuchnotizen lesen. Das macht müde! Darum darf man fragen, ob es tatsächlich hilfreich war, die Tagebücher in Gänze zu drucken. Es wäre auch zu rechtfertigen gewesen, nur die interessantesten, aufschlussreichsten, aussagekräftigsten Passagen etwa zur „Kriegserfahrung“ oder zur Lage der Deutsch-Balten auszuwählen – also ein Auswahl zu treffen, unter Verwendung von Kriterien, die man darlegen könnte.

Eine aner kennenswerte, immense Leistung stellt die durchgehende Kommentierung der Tagebuchaufzeichnungen dar. Sämtliche genannten Personen und Orte werden lückenlos und prägnant erschlossen – was gerade für das mehrsprachige (aber heute nicht mehr „deutschsprachige“) Baltikum gewiss aufwendig war. Auch werden knappe Sacherläuterungen und Nachweise geboten, vor allem aus Bibel und Gesangbuch. Was man allerdings sehr vermisst, sind Karten, die eine genauere Anschauung über den Frontverlauf und die so zahlreichen, verschiedenen Aufenthaltsorte Stählins geben, die den vielen von ihm aufgeführten Namen auch eine genauere geographische Verortung geben.

Die einleitenden Bemerkungen zur Bedeutung Wilhelm Stählins und seiner Kriegstagebücher – um das 100jährige Gedenken ist gerade zur Gattung der Kriegstagebücher und Briefe einiges erschienen – sind m.E. knapp und zu wenig aussagekräftig geraten. Seltsamerweise fehlt auch der Hinweis auf die großen, das systematisch-theologische bzw. das praktisch-theologische Konzept Stählins analysierenden Arbeiten von Hanns Kellner (1991) und Michael Meyer-Blanck (1994).

Wer soll zu diesem Buch greifen? Der Buchtitel gibt es nicht zu erkennen: Stählin erzählt beeindruckend von seinen Begegnungen mit der nur wenig später untergegangenen Welt der Deutschbalten, in der er sich vor allem bewegte. Stählin beobachtete aufmerksam die Geschehnisse und reflektierte dabei auch über die Krisensituation im Baltikum vor dem Untergang, über die Hoffnungen und Illusionen der Deutschbalten. Für jeden, der sich besonders dafür interessiert, lohnt die Lektüre dieser Tagebücher-Edition!

[2019]

*Wolfgang Huber*

## 2. Außerbayerische Territorialkirchengeschichte (Nr. 2020–2028)

Asche / Buchholz / Schindling (Hg.): Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung: Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721. Teil 3 und Teil 4 (= Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 71 und 72) (Keller) (Nr. 2020) – Mühle: Breslau. Geschichte einer europäischen Metropole (Jan Huber) (Nr. 2021) – Garber: Das alte Breslau. Kulturgeschichte einer geistigen Metropole (Wolfgang Huber) (Nr. 2022) – Wien / Leppin (Hg.): Kirche und Politik am Oberrhein im 16. Jahrhundert. Reformation und Macht im Südwesten des Reiches (Wolf) (Nr. 2023) – Michael: Der Katechismus des David Chyträus. Edition und Übersetzung (Keller) (Nr. 2024) – Lückel: Adel und Frömmigkeit. Die Berleburger Grafen und der Pietismus in ihren Territorien (Blaufuß) (Nr. 2025) – Panter: Die Haller Synagogen des Elieser Sussmann im Kontext der Sammlung des Hällisch-Fränkischen Museums, hg. vom Historischen Verein für Württembergisch Franken (Wolf) (Nr. 2026) – Picker / Stüber / Bümlein / Hofmann (Hg.): Protestanten ohne Protest. Die evangelische Kirche der Pfalz im Nationalsozialismus. – Band 1: Sachbeiträge. Band 2: Kurzbiographien. Anhang (Schneider) (Nr. 2027) – Kuropka: Galen. Wege und Irrwege der Forschung (Köpf) (Nr. 2028)

ASCHE, MATTHIAS / BUCHHOLZ, WERNER / SCHINDLING, ANTON (Hg.): Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung: Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721. Teil 3 und Teil 4 (= Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 71 und 72). – Münster: Aschendorff, 2011 bzw. 2012. – 184 S. bzw. 215 S., kart. – ISBN 978-3-402-11089-8 bzw. ISBN 978-3-403-11090-4.

Die vierteilige Reihe über die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation kommt mit dem 4. Teil zum Abschluss. So ist diesem letzten Teil ein Vorwort vorangestellt, das „Zu den Erträgen der Territorien-Reihe“ Stellung nimmt. Dieser letzte Band wird auch mit einem sehr verdienstvollen Gesamtregister zu allen vier Bänden abgeschlossen.

Als Autoren für diese Reihe konnten estnische und lettische, schwedische und dänische Autoren gewonnen werden, deren Texte dann übersetzt worden sind. Leider macht sich das bei der Lektüre bemerkbar, dass man nicht den Originaltext eines Autors

liest, wenn man den deutschen Text nun vor sich hat. Mitunter hätte es den Texten auch gutgetan, wenn in einigen Fällen ein Redaktor noch einmal kräftig zugegriffen und weitere Gliederungseinschnitte und Zwischenüberschriften gesetzt hätte. Es handelt sich um Beschreibungen der Geschichte in Gestalt von Berichten. Weiterführende Quellen werden zwar am Ende der Beiträge aufgeführt, aber nicht an Eckpunkten auch gezielt in Anmerkungen genannt, in denen man direkt weiter forschen könnte. Das ist Stärke und Schwäche dieser Texte zugleich. Von den „Meistererzählungen“ der deutschbaltischen Historiker setzen sich die Herausgeber bewusst ab. Die eigene Geschichte der genannten Länder soll zur Darstellung kommen. Das ist hoch verdienstvoll, weil wir sonst zu wenig Information über diese Zusammenhänge hätten. Freilich spielt in der Geschichtsschreibung eine große Rolle, dass diese Gebiete an der Ostsee deutschen Lesern durch die deutschbaltische Geschichte mit ihren Erfahrungen in jenen Gebieten gefühlt näherliegen als die benachbarten Gebiete in Ingermanland oder in Russland.

Über die einzelnen Städte bekommt man Information durch eine eingehende Besprechung ihrer Stadtpläne. Auch bestimmte

und als prägend empfundene Kunstwerke werden vorgestellt und auf ihren historischen Sachgehalt hin transparent gemacht. So treten die engen Beziehungen zu deutschen Ostseestädten klar vor Augen. Auffällig und für die bayerische Kirchengeschichte von direktem Interesse ist die Beschreibung des „Markgrafenfensters“ in der Kirche St. Sebald in Nürnberg, die motiviert ist durch die engen Beziehungen der Hohenzollern nach Königsberg, insbesondere durch Albrecht von Brandenburg, den Hochmeister des Deutschen Ordens, der nach der Einführung der Reformation Herzog von Preußen wurde. Auch das Grabmal des letzten katholischen Bischofs von Riga, Wilhelm von Brandenburg-Ansbach, im Dom der lettischen Hauptstadt wird beschrieben (Teil 4, S. 40–62).

Dass in die Darstellung der Geschichte auch immer wieder betreffende Darstellungen der bildenden Kunst (Kirchenfenster und Altäre) einbezogen werden, ist einerseits für ein derartiges Werk nicht selbstverständlich, aber andererseits hoch verdienstvoll, weil dadurch prägende Eindrücke zur Sprache kommen. Demgegenüber sind die Namenslisten der Regenten und der höchsten geistlichen Würdenträger schon eher „farblos“, gleichwohl von hohem Informationswert und unverzichtbar. Die Hinweise auf Geistliche und Humanistische Literatur, die in jenen Ländern im genannten Zeitraum erschienen ist, sind wesentliche Bausteine für eine Kenntnis der Gesamtsituation. Die dynastischen Verbindungen zu europäischen Herrscherhäusern, insbesondere aus den Ostseeanrainerstaaten, treten klar ins Blickfeld. Dass die Territorien-Reihe sich den baltischen Staaten so intensiv zuwenden konnte, dabei auch die intensiven Beziehungen zur polnischen katholischen und zur russischen orthodoxen Nachbarschaft klar beschreibt, ist sicher auch eine Folge der politischen Entwicklung und des durch die Öffnung möglich gewordenen Austauschs mit Wissenschaftlern aus diesem Gebiet. Für viele Leser und Benutzer öffnen diese Bände

ein Tor zu einer nicht mehr allseits bekannten Region, die sich in enger Verbindung mit dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation befunden hat, und zu deren interessanter Geschichte in der benannten Epoche. Die Herausgeber sprachen von einer intellektuell bereichernden und zutiefst beglückenden Erfahrung. Die unterschiedlichen Akzentsetzungen der deutschbaltisch bestimmten Geschichtsschreibung und der nationales ethnischen und nationallettischen Geschichtsschreibung werden markiert. Die vorliegenden Bände sind eine Fundgrube für den, der sich dem Studium dieser Geschichte zuwendet. Der dargestellte Zeitraum ist klar eingegrenzt. Spätere Entwicklungen im beschriebenen Gebiet wie der Einfluss herrnhutisch bestimmter Frömmigkeit, können hier aus historischen Gründen noch nicht vorkommen.

[2020]

*Rudolf Keller*

MÜHLE, EDUARD: Breslau. Geschichte einer europäischen Metropole. – Köln – Weimar – Wien: Böhlau, 2015. – 387 S., kart. – ISBN 978-3-412-50137-2.

Die Kultur-Hauptstadt Europas präsentierte sich 2016 in einem überaus attraktiven Licht: jung, pulsierend-kreativ und welt-offen. Dass das heute so wunderbar wieder aufgebaute Breslau zudem ein wichtiges auch über Schlesien hinaus ausstrahlendes Zentrum der Reformation darstellte, wird dagegen im Jubiläumsjahr 2017 ins Bewusstsein wohl nur weniger Interessierter treten. Zu weit ist das Leben der viertgrößten Stadt Polens, die nach dem Zweiten Weltkrieg eine völlig neue, weit überwiegend römisch-katholische Einwohnerschaft erhielt, von diesem Jahrhunderte lang bedeutsamen Aspekt ihrer Geschichte entfernt. Für die meisten heutigen Bewohner gehört das zu der ihnen schwer zugänglichen deutschen Vergangenheit ihrer Stadt.

Das 2016 auch auf Polnisch erschienene Buch des an der Universität Münster lehrenden

den Osteuropa-Historikers Eduard Mühle, der zuvor mehrere Jahre das Deutsche Historische Institut in Warschau geleitet hat, bietet allen an der wechselvollen Breslauer Stadtgeschichte Interessierten eine auf der internationalen Forschungsliteratur fundierte Gesamtdarstellung. Sie konzentriert sich „auf die strukturellen Grundzüge und wichtigsten Entwicklungen“ von den „piastischen“ Anfängen als Burgstadt an der Oder im 10. Jahrhundert über die Neubesiedlung durch deutsche Zuwanderer im 13. Jahrhundert und ihren Aufstieg bis in die unmittelbare Gegenwart. Die katastrophalen Ereignisse unter der nationalsozialistischen Herrschaft mit der weitgehenden Zerstörung der Stadt am Ende des Zweiten Weltkriegs und dem folgenden völligen Bevölkerungsaustausch werden, eingeordnet in die historischen Zusammenhänge, nüchtern beschrieben. Überzeugend betont Mühle die bleibende Identität der Stadt, deren Name eben auf deutsch Breslau und auf polnisch Wrocław lautet.

Plastisch wird Mühles Breslau-Porträt auch dadurch, dass jedes der zehn Epochen-Kapitel von einem jeweils signifikanten Architekturdenkmal der Stadt ausgeht. Zur Darstellung kommen der Dom, der Ring (Marktplatz), das (topographisch die politische und dann auch die religiöse Autonomie der Stadt bezeichnende) Rathaus, die Stadtbefestigung (als Symbol für die Selbstbehauptung der politischen und konfessionellen Autonomie unter den Habsburgern), das Jesuiten-Kolleg und der Universitätsbau (repräsentativ für die Gegenreformation). Die Hofkirche und das Königsschloss (die für die Zugehörigkeit zu Preußen stehen), die kurz vor dem Ersten Weltkrieg entstandene Jahrhunderthalle, das NS-Regierungspräsidium und schließlich das Kosciuszko-Wohnviertel, das die Neubesiedlung durch Polen und den Bruch mit der Vergangenheit unter den Kommunisten kennzeichnet, werden anschaulich beleuchtet. Neben den die unabdingbaren Informationen ausbreitenden Passagen bietet jedes Kapitel auch ein

exemplarisches Personenporträt. Der spätmittelalterliche Patrizier Kaspar Popplau (um 1435–1499), der Arzt und Humanist Johannes Crato von Crafftheim (1519–1585), der als Luther-Schüler begann und später dem in Breslau bis zum Übergang an Preußen unerwünschten Calvinismus zuneigte, oder – stellvertretend für eine Handwerksfrau – Anna Ursula Becker treten so plastisch hervor. Besonders eindrücklich sind die Lebensbilder des jüdischen Kommunalpolitikers Adolf Heilberg (1858–1936), des Universitätsprofessors Hermann Aubin (1885–1969), der die nationalsozialistischen Eroberungskriege historisch legitimierte, sowie – dann für die polnische Nachkriegszeit – des Theater-Künstlers Henryk Tomaszewski (1919–2001), der wiederum seine deutsche Abstammung verbergen musste.

Diese Stadtgeschichte ist ein gelungenes Beispiel dafür, wie abgeklärt und unverkrampft heute die Geschichte „des deutschen Ostens“ geschrieben werden kann. Mühle gelingt dies souverän – ohne die Verzerrungen, die noch das von Norman Davies und Roger Moorhouse im offiziellen Auftrag verfasste Breslau-Porträt (Die Blume Europas, München 2002) aufweist. [2021]

*Jan Huber*

**GARBER, KLAUS:** Das alte Breslau. Kulturgeschichte einer geistigen Metropole. – Köln – Weimar – Wien: Böhlau, 2014. – 597 S., geb., Leinen. – ISBN 978-3-412-22252-9.

In Schlesien befinden sich frühe Hochburgen der Reformation. Neben den kleineren Städten Schweidnitz und Bunzlau sowie den Herzogtümern Liegnitz-Brieg, Wohlau und Oels und den oberschlesischen Besitzungen Markgraf Georgs von Brandenburg-Ansbach (im heutigen Grenzgebiet von Polen und Tschechien) gehörte dazu vor allem die überragende Metropole Breslau, die im Jahr 2016 Kulturhauptstadt Europas war. Erfreulich, dass dazu zwei neue Stadtgeschich-

ten erschienen sind, die die bedeutende Rolle Breslaus für die deutsche, polnische und böhmische Geschichte vor Augen stellen.

Tief bewegt und für seine Arbeit inspiriert zeigt sich der Osnabrücker Kulturhistoriker Klaus Garber von der sorgfältigen Aufbauleistung, welches das nach dem Zweiten Weltkrieg von Polen weitgehend zerstört übernommene und neu besiedelte Breslau erfahren hat. Die herrlich wiedererstandene historische Topographie der alten Bischofsstadt hat Garber zu seiner Kulturgeschichte inspiriert. Bei ähnlich katastrophaler Ausgangslage ist Breslau eben doch ein anderes Schicksal widerfahren als jener anderen früheren Hauptstadt deutscher Poesie und Philosophie, die Garber bereits 2008 beim selben Verlag ein entsprechendes Werk gewidmet hat: Das alte Königsberg – Erinnerungsbuch einer untergegangenen Stadt. Der passionierte Erforscher der ostdeutschen Literaturlandschaften besuchte seit 1979 die neu organisierte Breslauer Universitätsbibliothek, welche in ihrer historischen Abteilung die erhalten gebliebenen alten Handschriften Schlesiens und die historischen Drucke unter Berücksichtigung ihrer Provenienzen auf sorgsamste vereint. Dieser – im deutschen Sprachraum vielleicht nur mit der Nürnberger Überlieferung vergleichbare – historische Schatz (S. 183) bot ihm die Möglichkeit, mit diesem über Jahrzehnte entstandenen Werk der schlesischen Metropole als Hauptstadt der deutschen Barock-Dichtung ein Denkmal zu setzen.

Die etwas allgemeine Titelformulierung führt aber ein wenig in die Irre. Tatsächlich steht die Barockdichtung im Mittelpunkt dieses mit einem umfangreichen Nachweisapparat (auch polnischer Forschungsliteratur) ausgestatteten Buches. Mit Martin Opitz, Andreas Gryphius, Johannes Scheffler, genannt Angelus Silesius, Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau oder Daniel Casper von Lohenstein avancierte Schlesien im 17. Jahrhundert wohl zur bedeutendsten deutschen Literaturlandschaft. Aber selbstverständlich nimmt Garber auch den Re-

naissance-Humanismus und die Reformation in Blick, die die Grundlagen für eine solche kulturelle Hochentwicklung gebildet haben. Es war die humanistisch-reformorientierte Grundausrichtung einer ganzen Reihe von Bischöfen, die in Neiße residierten, aber in Breslau mit vielen Einrichtungen präsent blieben – und sogar faktisch evangelische Prediger berufen konnten. Daneben verfolgte auch der Breslauer Rat – ganz ähnlich Nürnberg, zu dem vertraute Beziehungen bestanden – einen umsichtigen, behutsamen Reformationskurs, der die konfessionelle Konfrontation vermied, und sich – auch dies in Übereinstimmung mit Nürnberg – entschieden an der lutherischen Theologie orientierte, auch wenn sich freilich in der Bürgerschaft auch Neigungen zum Calvinismus regten.

Insbesondere rühmt Garber die Einrichtung der drei Gymnasien an den evangelischen Stadtpfarrkirchen Elisabeth, Maria-Magdalena und Bernhardin. Sie entwickelten sich zu hervorragenden Bildungsinstitutionen mit wachsenden Bibliotheken – nach dem raschen Scheitern der ersten protestantischen Universität in Liegnitz kam es in Schlesien zu keinen weiteren Gründungen. Diese drei Gymnasien und noch weitere Schulen in anderen Zentren Schlesiens leisteten einen entscheidenden Beitrag zur Blüte der deutschen Literatur und Wissenskultur auf dem Boden Schlesiens. Die durch die Habsburger mithilfe der Jesuiten ins Werk gesetzte Gegenreformation und der Dreißigjährige Krieg stürzten die konfessionellen und politischen Verhältnisse völlig um, vermochten allerdings nicht sofort das fruchtbare literarisch-kulturelle Klima abzutöten. Einen noch markanteren Einschnitt stellt die Annexion durch Friedrich den Großen 1740 dar. Als preußische Provinz hat Breslau mit Schlesien für die deutsche Kulturgeschichte nicht mehr die frühere Bedeutung erlangen können.

Garber ist mit diesem anspruchsvollen Buch ein eindruckliches Porträt des geistigen Lebens des frühneuzeitlichen Breslau

gelungen, das erneut exemplarisch die geistig-kulturelle Vergangenheit des früheren deutschen Ostens vor Augen stellt. [2022]

*Wolfgang Huber*

WIEN, ULRICH A. / LEPPIN, VOLKER (Hg.): Kirche und Politik am Oberrhein im 16. Jahrhundert. Reformation und Macht im Südwesten des Reiches. – Tübingen: Mohr Siebeck, 2015 (= SHR 89). – VII + 464 S., geb., Leinen. – ISBN 978-3-16-153951-0.

Während die in ökumenischer Perspektive geschriebene „Kirchengeschichte am Oberrhein“ (hg. von Klaus Bümlein, Marc Feix, Barbara Henze, Marc Lienhard. Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur, 2013. 648 S. – ISBN 978-3-89735-773-0) facettenreich die kulturgeschichtlichen Beziehungen und Verwerfungen zu beiden Seiten des Rheins vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart in den Blick nimmt und dem „Healing of Memories“ gebührenden Platz einräumt, konzentrieren sich die in vorliegendem Werk vereinten 25 Beiträge auf das spannungsreiche Verhältnis von Politik und Kirche am Oberrhein im 16. Jahrhundert – auf drei Sektionen verteilt: Machtverhältnisse in Reich und Religion (Sektion I) – Bildungslandschaft (Sektion II) – Strategien und Konflikte in den reformatorischen Auseinandersetzungen (Sektion III).

Ist in der früheren reformationsgeschichtlichen Forschung die Region des Oberrheins (in der west-östlichen Ausdehnung von den Vogesen bis zur Schwäbischen Alb und dem Kraichgau) unter zwei thematischen Schwerpunkten in den Mittelpunkt gerückt: Bauernkrieg und städtische Reformation, so interessiert sich die jüngere Forschung vermehrt für territorialgeschichtliche Fragestellungen, die „Bildungslandschaft“ und die Akteure der reformatorischen Prozesse vor Ort. Neben diesen drei Forschungsansätzen suchen die hier versammelten Aufsätze, die auf eine

Forschungstagung 2014 in Landau zurückgehen, das Verhältnis von regionaler Reformationsgeschichte zur Reichs- wie europäischen Reformationsgeschichte auszuloten.

Eike Wolgast verfolgt die „Einführung der Reformation im internationalen Vergleich“ (S. 9–27) – ausgehend von einer breiten Predigtbewegung – in dem Dreivierteljahrhundert zwischen Zürich 1524/25 bis zur Fixierung des reformierten Bekenntnisstandes in den nordniederländischen Provinzen 1587. Die von Bernd Moeller akzentuierte Zuordnung von „Reichsstadt und Reformation“ sollte nicht aus den Augen verlieren, dass auf dem flachen Lande eine eigenständige Reformationseinführung durch den Grundherrschaft, mithin bei entsprechender Quellenlage, ein „rural event“, nicht ausgeschlossen werden könne. Die bereits aus der alten Kirche bekannten Visitationen und die formal den Landes- wie Polizeiordnungen entsprechenden Kirchenordnungen bildeten die Instrumente zur Einführung der Reformation vor allem in Mittel- und Nordeuropa. Der für alle Länder, in denen die Reformation eingeführt worden ist, markanteste Gewinn bestand in der Übernahme von Klostergütern. Schottland war das einzige Land, in dem sich das Prinzip des „Cuius regio, eius religio“ nicht durchsetzen konnte.

Helga Schnabel-Schüle („Stadtreformation und territoriale Reformation am Oberrhein“, S. 29–44) geht auf die durch die weite Ausdehnung der Mainzer Erzdiözese geprägte kirchliche Struktur und die Reformbestrebungen von Albrecht von Brandenburg ein. Große Bedeutung wird vor allem dem in Worms wirkenden Drucker Peter Schöffer beigemessen, in dessen Offizin zwischen 1518 und 1529 eine Reihe von Lutherschriften erschienen – übertroffen nur von Straßburg, wo im 16. Jahrhundert über 8.500 Druckerzeugnisse publiziert worden sind.

Die lange Zeit in der historischen Forschung vernachlässigte Laienfrömmigkeit beleuchtet Frank Konersmann an Beispielen

len pfälzischer Landgemeinden („Religiöse Bedürfnisse und Interessen an Kirche von christlichen Laien auf dem Land im linksrheinischen Südwesten (1448–1555)“, S. 45–69).

Volker Leppin („Habsburg vor der Tür“, S. 71–95) zeichnet für Württemberg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Ringen zwischen dem Festhalten am alten Glauben durch die Habsburger und dem Aufbruch der reformatorischen Bewegung nach. Der Verfasser erkennt in Mömpelgard das erste Territorium, in dem (1524) auf Betreiben Ulrichs von Württemberg die reformatorische Predigt freigegeben worden ist, wenn auch für dessen Hintergründe quellengestützte Hinweise fehlen.

Franz Brendle skizziert („Schwaben – Elsass – Mömpelgard: politische und theologische Wechselwirkungen im Reformationsprozess“, S. 97–110) den unterschiedlichen Verlauf der Reformation in Mömpelgard und im elsässischen Horburg-Reichenweier, während Kurt Molitor „religiöse Freiheit als Konfliktpotential und Handlungsoption der politischen Entscheidungsträger der Reichsstadt Landau“ (S. 111–128) an der Gestalt und dem Wirken von Johannes Bader illustriert. Mit der Vor- und Nachgeschichte des am 5. Januar 1530 beschlossenen „Christlichen Burgrechts“ zwischen Straßburg und den eidgenössischen Orten Zürich, Bern und Basel beschäftigt sich Gerald Dörner („Im Spannungsfeld von Politik und Theologie“/ S. 129–151).

Dass sich der ritterschaftliche und reichsgräfliche Adel im Oberrheingebiet des 16. Jahrhunderts allen Mediatisierungsbemühungen der Kurpfalz entziehen und eine zeitweise unabhängige Reformations- wie Konfessionspolitik bestreiten konnten, weist Paul Warmbrunn in seinem Beitrag auf („Hoch- und Niederadel in der Kurpfalz im Spannungsfeld von Reformation und Konfessionalisierung“, S. 153–171). Anhand der Kantone Kraichgau und Odenwald demonstriert Hermann Ehmer, dass die Ritterschaft trotz der Konfessionsverschiedenheit For-

men des Zusammenlebens und der Zusammenarbeit gefunden hat („Adelssolidarität oder Opportunismus?“, S. 174–193).

Die Sektion „Bildungslandschaft“ eröffnet Christoph Strohm mit seinem Beitrag über die „Universität Heidelberg als Zentrum der späten Reformation“ (S. 197–214). Ende der 60er Jahre des 16. Jahrhunderts waren alle Theologieprofessoren in Heidelberg Glaubensflüchtlinge aus Westeuropa, deren akademische Wirkungsstätte zum wichtigsten frühen Zentrum des Kampfes gegen die lutherische Konkordienformel wurde. Für den Übergang von der frühen Reformation zur entstehenden Orthodoxie lässt sich nach Strohm auch für Heidelberg eine „verstärkte methodische Durchdringung christlicher Lehre“ (S. 204) ausmachen.

Die im Gegensatz zum Nürnberger Gymnasium erfolgreiche Entwicklung der Straßburger Schulgründung von 1538 bis zu ihrem Ausbau zur Universität (im Jahre 1624) skizziert Anton Schindling („Ratschulen, Magister und Magistrate – Gestaltung von Bildung in der Bürgerschaft“, S. 215–252) und referiert über die inhaltlichen Schwerpunkte von Johann Sturms Lehrplan. Einen geradezu idealtypischen Verlauf hatte die Bildungspolitik der Reformation nach Schindling in den freien Reichsstädten Frankfurt am Main und in Ulm. Dem paritätischen Nebeneinander zwischen Protestanten und Katholiken in Augsburg entsprechend wurde dem 1531 gegründeten evangelischen Gymnasium bei St. Anna ein katholisches Jesuiten-Gymnasium gegenübergestellt.

Welche Auswirkungen die Reformation auf die „Mädchenbildung“ hatte, demonstriert Sabine Arend anhand von Bildungseinrichtungen in Süddeutschland (S. 252–270): Schwäbisch Hall, Ulm und Esslingen – auf der Basis von Kirchen- und Schulordnungen. Außerdem thematisiert Susanne Schuster die „Flugschriftenkonjunktur am Oberrhein“ (S. 271–284), und Johannes Schilling fragt – ausgehend vom Landauer Katechismus aus dem Jahre 1526 – nach der



Bedeutung des Katechismusunterrichts im 16. Jahrhundert („Katechismus zwischen Theologie und Macht“, S. 285–294).

Den dritten Themenkreis leitet Thomas Wilhelmi mit „Martin Bucer als Politiker“ ein (S. 297–304), vor allem in Beziehung zu Landgraf Philipp von Hessen und der Reichsstadt Straßburg, während Stephen E. Buckwalter der Frage nachgeht, ob Bucers Kirchenverständnis möglicherweise sein Obrigkeitsverständnis kompromittieren konnte („Martin Bucers ‚politische Theologie‘“, S. 305–315). Seine politische Theologie findet ihren prägnanten Ausdruck in dem Leitbild einer göttlichen Stadt, deren Obrigkeit sich dem *ius divinum* verpflichtet fühlt.

Marc Lienhard („Religion und Politik in der Sicht von Jakob Sturm“, S. 317–331) arbeitet heraus, dass nach Sturm der Rat der Stadt Straßburg in letzter Instanz die gültige Lehre zu bestimmen hatte.

In einem gut dokumentierten Aufsatz zeichnet Friedhelm Jürgensmeier („Veheemente Abwehr?“, S. 333–353) die Reaktion der Mainzer Erzbischöfe in die Mainzer Kirchen- und Reformationsgeschichte ein, den Verlauf der Reformation in Basel und Konstanz skizziert Andreas Neuburger („Die Hochstifte am Oberrhein am Scheideweg zwischen Reich und Eidgenossenschaft“, S. 355–371), worauf Hans Ammerich die Haltung der oberrheinischen Bistümer Speyer, Straßburg und Worms auf die Reformation referiert (S. 373–395).

Ausgehend von einer genauen Inhaltsanalyse der „Memminger Bundesordnung“ (1525) präzisiert Peter Blickle sein Verständnis des Bauernkrieges in der fortgesetzten Diskussion mit Gottfried Seebaß („Notfalls in den Krieg für das ‚Heilige Evangelium‘ und das ‚göttliche Recht‘ – Die Feldartikel der oberrheinischen Bauern von 1525“, S. 397–413). Blickle unterstreicht, dass es für die Bewertung des Bauernkrieges nicht unerheblich ist, ob sein programmatisches Zentrum mit den Zwölf Artikeln und der Bundesordnung an einem einzigen Ort (Memmingen) entstand oder ob es sich

aus mehreren örtlich auseinanderliegenden Quellen speist. Blickle kommt zum Ergebnis, dass die Memminger Bundesordnung einen in die zweite Hälfte des Jahres 1524 und räumlich in die Landgrafschaft Stühlingen, den Hegau, Schaffhausen und Waldshut zu verortenden Vorgänger habe.

Abschließend geht Astrid von Schlachta auf die Schwierigkeiten ein, anti-täuferische Normen im Anschluss an den Speyerer Reichsabschied von 1529 durchzusetzen (S. 415–432), Walter Rummel referiert nach einem längeren Exkurs über das spezifische Interesse Himmlers an der Hexenematik über Hexenprozesse im gesellschaftlichen und politischen Kontext der Kurpfalz (S. 433–452), während Alfred Kohler auf der Basis des Vertrags von Chambord (1552) die letzten Regierungsjahre Kaiser Karls V. und deren Auswirkungen auf König Heinrich II. von Frankreich und Kurfürst Moritz von Sachsen beleuchtet (S. 453–464).

Neben der sorgfältigen Diskussion der Forschungsliteratur bilden die in den einzelnen Beiträgen angesprochenen Forschungsdesiderate eine wertvolle Plattform für weitere territorialgeschichtliche Arbeiten.

[2023]

*Gerhard Philipp Wolf*

MICHAEL, SUSI HILDE: Der Katechismus des David Chyträus. Edition und Übersetzung. – Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2016. – 262 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-374-04292-0.

Der in Rostock von 1550 bis 1600 lehrende Theologieprofessor David Chytraeus hatte bereits in Wittenberg 1548 damit begonnen, über Melancthons *Loci* Vorlesungen zu halten. Er verwendete dafür den Begriff „Catechesis“. Dass diese Niederschrift zum Druck kam, verdankt sich der Tätigkeit seiner Hörer – so betont er es in seiner Vorrede an den Leser. Simon Pauli wird als Sammler in einigen Drucken angegeben, in anderen fehlt diese Angabe. Die Bearbeitete-

rin legt dem rückblickenden Hinweis des Autors auf Johannes Aurifaber als Herausgeber mehr Bedeutung bei (S. XXX). Da Chytraeus aber in seinem Vorwort Aurifaber als Kollegen und Mitarbeiter ausdrücklich nennt, wäre es doch seltsam, wenn er dann nicht auch sagte, dass er der Herausgeber gewesen ist. Chytraeus gibt lediglich an, dass der Inhalt des Büchleins von seinen Hörern gesammelt worden sei. Die Bearbeiterin kennt von diesem Werk anhand von Bibliothekskatalogen 183 Drucke, was allerdings aufgrund von Autopsie noch genauer festzustellen und zu prüfen wäre. Das Werk wurde auch in andere Sprachen übersetzt. Es handelt sich also um ein Werk, das – wenn man der hohen Anzahl von Drucken Bedeutung beilegen darf – sehr stark rezipiert worden ist. Der Rostocker Professor hat zehn Lehrthemen in der Art der Loci behandelt.

Johann Michael Reu hat in seiner Sammlung „Quellen zur Geschichte des kirchlichen Unterrichts“ (Gütersloh 1916, Reprint: Hildesheim 1976) diesen lateinischen Text abgedruckt (Band I / 3a, S. 299–348). Die Bearbeiterin geht allerdings von der Annahme aus, dass der Text nach der letzten ihr bekannten Auflage von 1613 nicht wieder gedruckt wurde. Sie legt eine Edition des lateinischen Texts aus dem Erstdruck vor (S. 1–50). Sie vergleicht dazu die beiden in Rostock und in Wittenberg erschienenen Drucke von 1554. Sodann legt sie eine deutsche Übersetzung vor (S. 55–117). Eine gekürzte deutsche Übersetzung des 16. Jahrhunderts hat nur geringe Verbreitung gefunden (S. XII, Anm. 6). Die letzte Ausgabe, die zu Lebzeiten von Chytraeus 1599 in Frankfurt am Main gedruckt und wesentlich erweitert wurde, ist das dritte Stück in der Edition (S. 121–225). Hier unternimmt die Herausgeberin in den Fußnoten zahlreiche Vergleiche mit Melanchthons Loci in der deutschen Übersetzung von 1553 „Heubartikel Christlicher Lere“, die 2002 von Ralf Jenett und Johannes Schilling in der Evangelischen Verlagsanstalt herausgegeben wurden. Ein Verzeichnis der 183 auffindbaren

Drucke und ein Personenglossar stehen am Ende des Bandes.

Man kann das Erscheinen eines solchen Bandes freudig begrüßen, wie es Bischof Andreas von Maltzahn in seinem Geleitwort tut und wie es Gert Haendler in einer schnell erfolgten Rezension (*Theologische Literaturzeitung* 141/2016, Sp. 1236) getan hat. Bei dem knappen Text handelt es sich um eine „Summa doctrinae“ – eine kurze Zusammenfassung der christlichen Lehre. Chytraeus, der daraus nie einen Hehl gemacht hat, sondern es klar sagt, bewegt sich damit ganz eng in den Spuren der Loci seines Lehrers Philipp Melanchthon, verwendet jedoch den Begriff „Catechesis“, den er gleich zu Beginn programmatisch erklärt. An dem Begriff ist ihm wichtig, dass man die Lehre hört und den Klang von einem anderen empfängt und darüber im Gespräch ist. Mitten im lateinischen Text verwendet er dafür das deutsche Wort „behören“, das nach Grimms Deutschem Wörterbuch so viel bedeutet wie „recitatem audire“ oder „examinare“. Zehn Lehrthemen werden in diesem Werk behandelt von „De Deo“ bis zu „De immortalitate ... et vita aeterna“. Als seine Lehrer erwähnt er Luther und Melanchthon, Erhard Schnepf und Victorinus Strigel, aber er erwähnt auch die Rostocker Kollegen Johannes Draconites und Johannes Aurifaber.

Eine Edition sollte so angelegt sein, dass man auf jeder Seite sofort erkennt, wo sich diese Ausführungen im Originaldruck finden lassen. Gerade wenn der Text bisher meist nach den Originaldrucken zitiert wurde, ist es wichtig, die Seitenwendungen jeweils in eckigen Klammern oder am Rand zu vermerken, damit der Benutzer sich bei Überprüfung alter Zitate schnell zurechtfindet. Johann Michael Reu hat das in seiner Edition nicht versäumt. Wenn ein Text mit Übersetzung vorgelegt wird, dann sollte es dem Benutzer leichtgemacht werden, die Hilfe der Übersetzung zu gebrauchen, aber dabei doch den lateinischen Originaltext nicht aus dem Auge zu verlieren. Da die spätere Übersetzung ja immer nur die

Leistung eines anderen sein kann, ist der schnelle Vergleich mit dem lateinischen Original und die Überprüfung unbedingt nötig. Deshalb wäre ein Paralleldruck in zwei Spalten oder der Abdruck auf jeweils gegenüberliegenden Seiten sinnvoll gewesen. Vorbilder gibt es dazu genug. Die jetzt zum Nachprüfen erforderlichen Umblättereaktionen sind sehr mühsam, zumal es keinerlei Hilfen zum schnellen Finden gibt. Die Erweiterungen in der späten Auflage liest man nun hinten im Band in einem weiteren Abdruck dieses lateinischen Textes. Man muss sich mühsam einen Eindruck davon verschaffen, wo die Veränderungen genau liegen. Das hätte in einer kritischen Edition sofort einsehbar sein können, aber man darf nicht übersehen, dass die Bearbeiterin die vorgelegte Arbeit ausdrücklich als „eine wesentliche Grundlage für eine noch zu erarbeitende textkritische Gesamtausgabe der chytraeischen Catechesis“ versteht (S. XII, vgl. auch S. XXIII).

Die Bearbeiterin legt Wert auf Genauigkeit. Wenn die Bibelzitate in der üblichen Kurzform zitiert werden, macht sie das schulmäßig in eckigen Klammern ausführlich, z. Bsp. 1. [Epistula ad] Thess[alonicenses] 2, [13] oder 1. [Epistula] Pet[ri] 1, [21] (S. 131) oder [Evangelium secundum] Johan[nem] 14, [6] (S. 129f). Aber da kommen auch Irreführungen zustande wie z. B. die Anmerkung an dem Begriff (*fide iustificamur*) in der Fußnote: *Actus Apostolorum* 13,18 (S. 33, Anm. 55). Sie folgt damit dem Sprachgebrauch der Vulgata: *Actus* (Plural von *actus*) *Apostolorum*, während viel häufiger und im evangelischen Sprachgebrauch üblicherweise die Abkürzung *Acta* (Plural von *actum*) *Apostolorum* gebraucht wird. Hier an dieser Stelle hätte es jedoch heißen müssen: Röm 3, 21–26.

In der Verwendung von Sekundärliteratur bewegt sie sich nicht immer auf dem Stand der heute bekannten Forschung. Andererseits braucht nicht jedes Wörterbuch, das man selbstverständlich beim Übersetzen benutzt, eigens benannt zu werden. Im Quellenverzeichnis erwähnt sie veraltete

Auflagen von „Lexikon für Theologie und Kirche“ und „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“. Es ist auch schwer ersichtlich, warum zu welchen Personen im Personenglossar so ausführliche Angaben erfolgen müssen, während man andere vergeblich sucht. Der lange Absatz über Luther wäre doch an dieser Stelle nach meinem Eindruck durchaus entbehrlich gewesen. Wer von den Lesern eines derartigen Quellenbandes wüßte nicht, wo er sich dazu informieren kann? Hingegen Albert Hardenberg, dem die Erstausgabe handschriftlich gewidmet ist, wäre wichtig gewesen, weil sehr wenig bekannt.

Wenn die Verfasserin auf andere Werke von Chytraeus eingeht, dann kann man dahinter keine zuverlässige Methode erkennen. Sie erwähnt beispielsweise seine „Historia der Augspurgischen Confession“ nur nach dem Druck von 1586 (S. XXIIIf) ohne zu reflektieren, was hier andere Auflagen dieses Werkes in der deutschen Fassung und in der davon deutlich zu unterscheidenden lateinischen Fassung zu bieten haben. Immerhin hat Chytraeus dies Werk deutsch erstmals 1576 publiziert, also vor dem Abschluss der Konkordienformel, woran er durch viele Jahre beteiligt war. Sie erwähnt auch die „Praecepta rhetoricae inventionis“ nach dem Druck Rostock 1556 (S. XXIII), ohne freilich darauf hinzuweisen, dass dieser Text in den „Rostocker Studien zur Kulturwissenschaft“ im Jahr 2000 mit deutscher Übersetzung von Nikolaus Thurn u.a. ediert worden ist. [Diese Edition hätte – wie auch die lateinisch-deutsche Edition von Melanchthons *Loci* von 1521 – ein sehr gutes Modell für die hier zu besprechende Arbeit der Bearbeiterin sein können.]

Schwieriger noch wird es, wenn man der Frage nachgeht, wie die Übersetzung gearbeitet ist. Sie selbst betont, sie lege Wert auf eine Wort-für-Wort-Methode in der Übersetzung (S. XVII). Die Worte „*Summa doctrinae*“ (S. 6 und 59), mit denen der Begriff *Catechesis* erklärt wird, übersetzt sie mit „Hauptgegenstand der christlichen Lehre“. Darin kommt nicht zum Ausdruck, dass

hier nicht ein Gegenstand gemeint ist, sondern die „Summe“ oder der „Inbegriff“, der aus den verschiedenen Aspekten in sicherer Methode zusammengetragen ist. Wenn Chytraeus auf die *Loci Theologici Melanchthons* zu sprechen kommt (S. 5 und 57), dann liest man in der Übersetzung: „in den Theologischen Hauptartikeln des Philipp [Melanchthon]“ ohne jeden anmerkenden Hinweis darauf, dass es sich dabei um ein Hauptwerk des Präzeptor Germaniae handelt, das man heute gut nachlesen kann.

Die Übersetzerin arbeitet den Gebrauch von häufig verwendeten theologischen Fachbegriffen in ihrer Übersetzung nicht heraus. Der „minister“ ist der Diener Christi im Amt, der die Sakramente verwaltet. Die institution des Abendmahls ist die Einsetzung, nicht die Einrichtung. Die „notae“ der Kirche sind nicht „Hinweise“, sondern Erkennungszeichen und Merkmale der Kirche (Melanchthon nennt sie deutsch: „Zeichen“). Als solche nennt Chytraeus – getreu nach *Confessio Augustana 7* – die reine Lehre des Evangeliums und den rechten Gebrauch der Sakramente, fügt jedoch den dem Amt geschuldeten Gehorsam in den Belangen, die zum Amt und Dienst im eigentlichen Sinn gehören, hinzu. – „Obedientia debita ministerio, in his, quae ad ministerium proprie pertinent“ (S. 42). (Die vorgelegte Übersetzung ist m.E. irreführend: „Der dem Pfarramt geschuldete Gehorsam bei denen, die sich persönlich einem Pfarramt zuwenden“ (S. 107).

Ich gebe ein Beispiel aus der Vorrede des Chytraeus, in dem ich meine wörtliche Übersetzung und die gedruckte Übersetzung dem lateinischen Text gegenüberstelle. Zum leichteren Nachvollzug ist die Stelle zweigeteilt.

*Lateinischer Text:* „Cum autem in hac schola munus proponendi elementa verae de Deo doctrinae mihi impositum esset, mediocri et diligentia conatus sum et ad textum Bibiliorum sedulo cognoscendum auditores invitare et quasi integrum corpus doctrinae coelestis, ad quod omnes materias scrip-

torum sacrorum referent adsidue inculcare [nicht: iuculare (!)].

*Wörtliche Übersetzung:* „Da mir in dieser Schule das Amt übertragen worden war, die Grundlagen der wahren Lehre über Gott vorzutragen, habe ich mit mittelmäßiger Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt versucht, die Hörer sowohl zu sorgfältiger Erkenntnis des Textes der Bücher einzuladen als auch ein reines corpus doctrinae coelestis, auf das sich alle Stoffe der heiligen Schriften beziehen, beständig einzuschärfen.“

*Übersetzung Michael:* „Nachdem mir die Aufgabe übertragen worden war, an dieser [Hoch]schule die Grundzüge der wahren Lehre über Gott vorzustellen, versuchte ich mit wenig [Selbst]vertrauen, aber doch mit Genauigkeit, die Hörer sowohl zum Kennenlernen des Textes der Schriften einzuladen als auch beständig [ihnen] das Gesamtwerk der himmlischen Lehre einzuschärfen, damit sie den Stoff der heiligen Schriften weiterverbreiten.“

*Lateinischer Text:* Repetii igitur et propagavi summam doctrinae, quam viva voce et scriptis, tanquam depositum a praeceptoribus meis theodactis, Luthero, Philippo, Snepio, Victorino etc. accepi et una cum praeceptoribus ac collegis meis D[octore] Johanne Draconite et D[octore] Iohanne Aurifabro in hac academia profiteor et Deum, una cum Esaia, ardentior oro, ut hanc doctrinam in meo et auditorium meorum pectoribus obsignet.“ (S. 6)

*Wörtliche Übersetzung:* Ich wiederholte also und machte bekannt die Summa doctrinae, die ich durch die lebendige Stimme und die Schriften, gleichsam wie ein anvertrautes Gut [oder Vermächtnis] von meinen durch Gott gelehrten Lehrern Luther, Philipp [Melanchthon], Schnepf, Victorinus [Strigel] etc. empfangen habe und gemeinsam mit den Lehrern und meinen Kollegen Doktor Johannes Draconites und Doktor Johannes Aurifaber in dieser Akademie öffentlich lehre, und ich bitte Gott leidenschaftlich – eins mit Jesaja [55,6] – dass er diese Lehre in mei-

nem und meiner Hörerschaft Herzen versiegele.“

*Übersetzung Michael:* Ich fing also an und verbreitete den Hauptgegenstand der [wahren christlichen] Lehre, den ich durch die mündliche Lehre und durch die Schriften sozusagen als Hinterlassenschaft von meinen theologischen Lehrern [Martin] Luther, Philipp [Melanchthon], [Erhard] Schnepf, Victor [Strigel] etc. annahm. Ich bekenne mich offen gemeinsam mit den Lehrern und meinen Kollegen Dr. Johannes Draconites und Dr. Johannes Aurifaber [zur wahren Lehre] und bitte Gott leidenschaftlich gemeinsam mit Jesaja darum, dass er diese Lehre in mein [Herz] und in die Herzen meiner Hörer einprägt.“ (S. 57f).

Das sind nur Beispiele, mit denen darauf hinzuweisen ist, dass man sich auf diese Übersetzung nicht verlassen kann. Theologische Präzision ist hier nicht gewährleistet und es gibt zu viel Paraphrase. Im Rahmen dieser Rezension weise ich darauf hin, kann aber nicht einen durchgehenden Textvergleich und Korrektur vornehmen.

Der Vergleich mit Melanchthons *Loci* ist sicher angebracht. Dass dies mit der deutschen Übersetzung aus dem Jahr 1553 vorgenommen wird, einem Buch, das man jetzt so handlich benutzen kann, weil es in neuer Edition angenehm vorliegt, überzeugt mich nicht. Das ist schon rein historisch fragwürdig, weil Chytraeus ja mit seiner Arbeit fünf Jahre vor 1553 begonnen hat. Außerdem hat er ja selbst – wie im damaligen akademischen Betrieb durchaus üblich – mit der lateinischen Sprache gearbeitet. Warum sollte er da in einer deutschen Übersetzung nachlesen? Von den *Loci* aus dem Jahr 1521 gibt es inzwischen eine lateinisch-deutsche Parallelausgabe. Die rein lateinischen Texte der *Loci* verschiedener Auflagen sind in Editionen gut erreichbar.

Leider gibt es auch im lateinischen Text der Edition falsch übertragene Wörter. Aufgefallen ist mir, dass es auf S. 5 in der letzten Zeile heißen muss: *inculcare*, statt: *iuculcare*. S. 37, Zeile 8: *fidem* statt: *finem*. – Druck-

fehler: Der Herausgeber von Melanchthons „Heuptartikel“ heißt Jenett, nicht Janett. Schola Julia, statt: Scholia (S. XXII). Im Inhaltsverzeichnis stimmen die römischen Zahlen nicht: XIX bis XXIX sind falsch beziffert mit einem X zu wenig. Das sind zufällig festgestellte Fehler, denn im Rahmen der Rezension bin ich ja nicht zur umfassenden Korrektur verpflichtet. Leider kann ich aber das Urteil von Gert Haendler in der bereits zitierten Rezension nicht bestätigen, der zu dem Ergebnis kommt, dass „sie mit ihrer gründlichen Qualität zugleich auch einen dankenswert hohen Maßstab setzt.“

[2024]

Rudolf Keller

LÜCKEL, ULF: *Adel und Frömmigkeit. Die Berleburger Grafen und der Pietismus in ihren Territorien.* – Siegen: Vorländer, 2016. – 247 S., geb., Festumschlag, 3 Farbabb. – ISBN 978-3-944157-20-7.

„Wie pietistisch kann Adel sein?“ „Sehr!“ – antwortet Ulf Lückel in seiner 2011/2012 in Marburg angenommenen theologischen Dissertation. Und zwar „pietistisch“ in einer besonderen Spielart (dem Versuch einer philadelphischen Gemeinschaft) im kleinen Grafentum Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Beides, der pietistische ‚Sonderweg‘ wie die auf den ersten Blick gering erscheinende äußere Entfaltung marginalisieren aber gerade nicht die Bedeutung des Wittgensteiner Pietismus – wenn man nur an die erstaunliche Ausstrahlung auf dem Feld der Publizistik denkt.

Das Feld „Pietismus und Adel“ ist weit. Ein von Andreas Pečar und anderen 2016 herausgegebener Sammelband unter oben zitierter Frage vereinigt acht Studien – u.a. zu *Anhalt-Köthen*, das Haus *Reuß*, *Wetterauer Grafen* und *Stolberg-Wernigerode*. Gerade letztgenanntes Adelsgeschlecht ist jüngst verschiedentlich aufgegriffen worden. In Halle (Saale) fand 2014 eine einschlägige Ausstellung statt: „Mit göttlicher

Güte geadelt. Adel und Hallescher Pietismus im Spiegel der fürstlichen Sammlung Stolberg-Wernigerode“ – so auch der Titel des von Claus Veltmann und anderen herausgegebenen Kataloges mit einer Anzahl wissenschaftlicher Beiträge. Einer davon stammt aus der Feder von Mareike Fingerhut-Säck. Sie wird eine Magdeburger Dissertation zur Frage vorlegen, inwieweit die Gräfin Sophie-Charlotte zu Stolberg-Wernigerode (1695–1762) Anteil an der Entfaltung pietistischen Glaubens in der Grafschaft hatte. Mit Sophie-Charlottes Mutter Christine von Stolberg-Gedern korrespondierte Philipp Jacob Spener. ‚Vergessene‘ Stücke aus diesem Briefwechsel konnten vom Rez. auf der home-page der „Stiftung für kulturwissenschaftliche Forschungen“, Engi/GL vorgestellt werden und somit in der laufenden Spener-Briefe-Edition in einem Fall nachträglich einen sicheren Platz erhalten: Björn Schmalz legte (2017) eine umfangreiche Arbeit, „Die Glaubenswelt Friedrich Heinrich von Seckendorff. Eine Studie zu hallischem Pietismus und Adel im 18. Jahrhundert“ vor. Viele andere Adelsgeschlechter spielen eine erhebliche Rolle in der Geschichte des Pietismus. Auch zum Teil ältere Forschung hat hier manches ans Licht gebracht – man denke nur an das weit verbreitete Haus *Reuß*. Darüber hat Hans-Walter Erbe Ende 1928 die entscheidende Arbeit als Leipziger Dissertation vorgelegt (Reprint Hildesheim 1975).

Es bedarf unterschiedlicher Hartnäckigkeit und guten Überblicks über das in Frage kommende Quellenmaterial, lässt man sich ein auf die Rekonstruktion pietistischer Bewegungen in der Herrschaft zu *Sayn-Wittgenstein-Berleburg*. Dabei das Gewicht auf die Zeit 1712 bis 1741 zu legen – das Hauptkapitel der hier vorzustellenden Dissertation von Ulf Lückel (S. 70–157) – heißt den Schwerpunkt der Darstellung auf Graf Casimirs zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg Regierungszeit zu legen (1687–1741; Regent seit 1712). Lückel wendet sich dieser Gestalt auch biographisch zu und vermag seinen

Werdegang durchaus über bisher Bekanntes hinaus zu erhellen. Geprägt ist Casimirs Jugendzeit vom frühen Tod des Vaters im Jahr 1694. Die Mutter Hedwig Sophie (\* 1669–1738, Regentin 1694–1712), eine geborene zu Lippe-Brake, erwies sich (auch in Vormundschaftsauseinandersetzungen) als durchsetzungsfähig und übernahm bis 1712 die Regierung – „ein Novum für die Berleburger Stadtgeschichte [...]“. Sie „öffnete der [...] radikalpietistischen Bewegung im Berleburger Land die Pforten“ (S. 42). Wahrscheinlich umfassender als aus den Quellen ersichtlich hatte sie Verbindungen nach Halle (Saale) zu August Hermann Francke – von Anfang Mai 1724 findet sich eine Nachricht über Briefe hin und her. Jedenfalls war ihr die pietistische Erziehung Casimirs ein Anliegen. Ein Schwager Franckes, Johann Georg von Wurm, wurde hier ‚erfolgreich‘ tätig. Auf der von diesem begleiteten Kavaliertour dürfte ein entscheidendes Erlebnis die Begegnung mit philadelphischem Gedankengut Jane Leades gewesen sein – noch heute zeugen Rechnungen und erhaltene Exemplare in der Bibliothek vom Kauf diverser einschlägiger Titel.

Von tragender Bedeutung sind die ausgewerteten Tagebücher Casimirs, von 1726 bis 1741 nahezu vollständig erhalten. Sie bilden fast so etwas wie ein Leitseil, das durch die einzelnen Stationen der Darstellung führt und entsprechendes Nachforschen in die Themenbereiche hinein stimuliert. An der Pietistenoffizin Berleburg, den Bedingungen der Erarbeitung der „Berleburger Bibel“ – einschließlich der diesem Unternehmen zuteilgewordenen Kritik –, an Zinzendorf und den Herrnhutern in Wittgenstein, an der nie glänzenden Geschichte des Waisenhauses in Berleburg vermag die Arbeit etwas von der „Blütezeit der philadelphischen Bewegung in Berleburg“ lebendig werden zu lassen. Nicht sensationelle Entdeckungen und Erkenntnisse, schon gar nicht geforderte Neuermessungen von ‚Pietismus‘ und weitere Paradigmenwechsel, aber höchst plastische Konkretionen über Netzwerke, Rei-

sen, Alltagsverhalten, Frömmigkeitspraxis und Religionskultur Casimirs und auch der Bevölkerung, sowie über Besuche von Auswärtigen gelingen dem Verfasser. Man wird sich nicht täuschen lassen, als sei über die vielen begegnenden bekannten Namen wie Johann Samuel Carl, Johann Konrad Dippel, Ernst Christoph Hochmann von Hohenau, Johann Leonhard Dober (aus Mönchsroth, Dekanat Oettingen), Christoph Michael Regelein (aus Erlangen) im wesentlichen schon alles bekannt (von den ‚Größen‘ Zinzendorf [S. 132!] und Francke zu schweigen). Ja, Lückel konnte Quellen heranziehen, die selbst für das, was auch Quellenermittlung und -verarbeitung angeht, unerreichte und für seine Arbeit unverzichtbare Standardwerk „Literaturproduktion und Büchermarkt des radikalen Pietismus [...]“ Hans Jürgen Schraders aus dem Jahr 1989 noch nicht zugänglich waren (S. 25, 95 f, 106, 115, 159). Aus zunächst spröde erscheinenden Unterlagen wie Rechnungsbüchern, Journalen wie dem des Waisenhauses, Zeitschriften u.a. ist mehr zu entnehmen für das Hin und Her unter Gleichgesinnten, dann aber auch – ganz gegen philadelphische Grundsätze – über in Dissens geratende Gestalten und Gruppen (vgl. S. 123–131 zu Inspirationsgemeinden). Die „verblühende“ Phase philadelphischer Bemühungen hat Graf Casimir offenbar noch selbst bewusst erlebt und realisiert (S. 155). Der Weggang führender Köpfe wie Johann Samuel Carl im Jahr 1736 bedeutete natürlich eine Schwächung der Berleburger Gemeinschaft. Jedenfalls entsteht ein plastisches Bild der Entstehung, Konsolidierung, des Lebens und wiederum des Abklingens des philadelphischen Projekts, was nicht nur Casimirs Toleranzpolitik, sondern auch seine gestaltenden Eingriffe zur Voraussetzung hatte (S. 163f).

All dem ist ein knapper Abschnitt zur historischen Entwicklung der Wittgensteiner Grafschaft vorausgeschickt. Für die Jahre von 1699 bis 1712 wird auf pietistische Entwicklungen und exzentrische Erscheinungen eingegangen (u.a. Buttlarsche So-

zietät, Schwarzenauer Neutäufer; auch die als skandalös empfundenen Heiraten von drei Töchtern Heinrich Albrechts zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein (S. 59 f): ein Abschnitt, der in einer Geschichte des Pietismus im Wittgensteinischen nicht fehlen darf, der aber in vorliegender Arbeit die Dominanz der Nordgrafschaft Sayn-Wittgenstein (Berleburger Territorium) nicht schwächen kann.

Lückel kann für die vorliegende quellennah gearbeitete Studie auf viel handschriftliches Material zurückgreifen – worüber Rechenschaft gegeben wird (S. 23f mit 197ff: 22 Institutionen; S. 71f; 132f – hätte zusammengefasst werden können). Vielfache Förderung wurde bei der Quellenbeschaffung gewährt – was besonders betrifft den „uneingeschränkten Einblick in alle familiären Akten, Korrespondenzen und in die Privatbibliothek des Hauses Sayn-Wittgenstein-Berleburg“ durch Gustav Prinz zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg (sein Vater, Richard Prinz zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, verstarb am 13. März 2017). 19 Publikationen Lückels seit 1997 zeigen einen langen Weg in die verschiedenen Archive und Sammlungen und den hier gewonnenen Einblick in entscheidende Stationen des philadelphischen Pietismus‘ Wittgenstein-Berleburgs. Die Betreuung der Arbeit durch Hans Schneider (Marburg) bürgt für sorgsame Recherche gerade ungedruckten Materials und mitunter wertvoller älterer Literatur. Gerade letztgenanntes Schrifttum ist durch Verlust ehemals herangezogener Quellen verschiedentlich gewissermaßen in den Rang von Primärquellen erhoben. Bisherige Forschung ist ausführlich dokumentiert (17 Titel von Johannes Burkardt, Co-Autor U. Lückels 2005, <sup>2</sup>2014 und 2009; 22 Einträge Hans Schneider, 11 Studien H.-J. Schrader) sehr wohl zur Kenntnis genommen, nicht immer explizit gewürdigt hinsichtlich ihrer Bedeutung und – z.T. hinfälliger – Aktualität (auf noch in modernen Veröffentlichungen wie derjenigen von Christiane Dithmar *fehlende* Quellennachweise muss gelegent-

lich hingewiesen werden, S. 143, Anm. 763). Setzfehler begegnen in üblichem Umfang. Manche formalen Dinge hätte man sich anders gestaltet denken können: die Suche nach den „tostreichen Worte[n] Franckes“ in dem neunseitigen (Kleindruck!) Brief an Hedwig Sophie fällt schwer (vielleicht in S. [6], [8] und [15] der vermerkten Handschrift-Seiten, in Lückels „einfacher Transkription“ S. 166 f, S. 169). Hilfe eines Verlages musste diese faktisch im Selbstverlag veröffentlichte Arbeit entbehren. Stehengeblieben sind unterlassene Casus-Umstellungen bei Verfasser-Nennung (S. 208 Jsidoro Charisio Logotheta [-theta!]; Auflösung nur S. 136/137, Anm. 732). Bei seltenen Titeln wäre manchmal ein Fundortnachweis hilfreich (S. 202 Catalogus; auch ein Ex. 1739: S. 115 Anm. 577). Manche Nachdrucke (Reprints) hätten genannt werden können (z. B. ADB, Wilhelm Goeters [Grote: Reprints 1983, 1990, 1994, 1998]; Reichel [vor „Reichhardt“]; Walch; Zedler). Zu Tobias Eisler gelten die „Lebensdaten“ nicht als „unbekannt“ (1683/85–1753; S. 104, Anm. 517). Gern hätte man eine elementarisierende Kartenskizze entgegengenommen. Aber all solche annotanda können das Gewicht dieser Arbeit nicht mindern. Orts-, Personen- und Bibelstellenregister helfen zur Erschließung und Auswertung. Das Weglassen von Zinzendorf und Francke im Personenregister bleibt aber zu bedauern. Problematische Seitenhalten bei häufiger Nennung (22 Nennungen J. S. Carls sind der stärkste Eintrag) kann man durch Formulierung von Unterlemmata vermeiden:

- Francke, August Hermann
- Erbe, Zuwendung e. ~s 96 f.
- Hedwig Sophie zu S.-W.-B. 79, 165–174
- Waisenhaus Berleburg 97
- Werke in FÜPrivB 115 usw.

Insgesamt ist Ulf Lückes Dissertation von 2011/2012 eine gut recherchierte, den Eigenheiten und Anforderungen einer regionalen Darstellung zur Geschichte des Pietismus verpflichtete Arbeit. Sie enthält sich voreiliger Interpretationen und Deutungen.

Sie bietet vielfach Gelegenheit und Anlass zu weiteren Forschungen, zu vergleichendem Weiterfragen (siehe eingangs) und zur Integration in das umfassende Thema „Adel und Pietismus“.

[2025]

*Dietrich Blaufuß*

PANTER, ARMIN: Die Haller Synagogen des Elieser Sussmann im Kontext der Sammlung des Hällisch-Fränkischen Museums, hg. vom Historischen Verein für Württembergisch Franken. – Künzelsau: Swiridoff, 2015. – 138 S., geb., zahlreiche farb. Abb. – ISBN 978-3-89929-306-7.

In der Obhut des Hällisch-Fränkischen Museums (Schwäbisch Hall) befinden sich zwei herausragende Zeugnisse jüdischen Lebens aus dem Raum Hohenlohe-Franken: die Synagoge aus Unterlimpurg und die Frauenabteilung der Synagoge von Steinbach, deren Vertäfelungen (aus der Zeit um 1738) von Elieser Sussmann stammen und neben der nahezu weltbekannten Synagoge von Horb am Main (heute im Israelmuseum zu Jerusalem) die einzigen Ausweise seines künstlerischen Schaffens in der Gegenwart darstellen.

Archivalisch nachweisbar sind daneben im fränkischen Raum u.a. die 1938 zerstörte Scheunensynagoge von Bechhofen bei Feuchtwangen und die Synagoge von Colmberg bei Ansbach. Der Künstler, dessen genaue Lebensdaten unbekannt sind, lässt starke Anklänge an die osteuropäische Synagogenmalerei erkennen, damit auch seine polnische Abstammung vermuten.

Die vorliegende Veröffentlichung konzentriert sich zunächst auf die exakte Rekonstruktion und kunsthistorische Einordnung wie Beschreibung der erst im Jahre 2001 im Dachgeschoss eines Hauses in Steinbach entdeckten Vertäfelung der dortigen Synagoge (Frauenabteilung). Im Rahmen einer Diplomarbeit an der staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart hat Kristel Leivo die Maltechnik analysiert



und an einigen Stellen die ursprüngliche Farbschicht freigelegt. Das angefertigte Modell des Dachstuhls mit der eingebauten Synagoge wurde dann Vorlage für die 2007 im Hällisch-Fränkischen Museum aufgebaute Vertäfelung der „Frauensul“. Zusätzliche dendrologische Untersuchungen datieren den Dachstuhl auf die Jahre 1716/1717.

Die Erlaubnis zur Errichtung einer „Schul“ in Steinbach ging im Jahre 1737 offensichtlich auf die Trennung der Glaubensgemeinschaft zurück, die sich aus Schutzjuden zweier unterschiedlicher Herrschaften (Reichsstadt Hall und Chorherrenstift Colmberg) gebildet hatte. Im Jahre 1710 hat der jüdische Viehhändler Moses Mayer ein Haus in Unterlimpurg von seinem Vater übernommen und 1718 nach herrschaftlicher Genehmigung darin einen Betraum eingerichtet, dessen Ausmalung Elieser Sussmann 1738/39 vollendete. Interessant ist der Hinweis, dass Synagogen in privaten Häusern unter dem Dach eingebaut worden sind, da über sakralen Räumlichkeiten keine profan genutzten Zimmer liegen sollten. Nach einem historischen Exkurs zur Rettung der Unterlimpurgener Vertäfelungen veranschaulicht der Vf. in anerkannter Weise Farbgebung sowie Ornamentik der Wandpaneelen, die von unten nach oben folgende Gliederung aufweisen: Ornamentik, Gebete, symbolische Darstellungen.

Für das Programm der 15 Medaillons in den Feldern der (seltenen) Kassettendecke gibt es nach Aussage des Autors bisher keine schlüssige Gesamtdeutung, er vermutet jedoch Anklänge an osteuropäische Holzsynagogen, verwahrt sich allerdings gegen zu große Nähe an die süddeutsche Bauernmalerei.

Bei der Deckenbemalung sind die Tiere im Profil zu sehen und wirken recht schematisch, auch bei der vereinfachten Wiedergabe der Pflanzen wird weitgehend auf eine Landschaft im Hintergrund verzichtet. Die teilweise mit großzügigen (ganzseitigen) Abbildungen veranschaulichten Ornamente werden ikonographisch wie religions-

geschichtlich ebenso sorgfältig beschrieben und interpretiert wie die Übersetzung der hebräischen Gebete auf den Tafeln der Südwand.

Ein sehr ausführliches Glossar zur Religionsgeschichte und Kultur des Judentums (S. 90–113) rundet diese ansprechende Veröffentlichung genauso ab wie der historische Überblick zu den Judenverfolgungen im fränkischen Raum zur Zeit des Hoch- und Spätmittelalters (S. 12–16) und die Erinnerung an jüdisches Leben in Hall eine informative Einführung in die Thematik darstellt.

[2026]

*Gerhard Philipp Wolf*

PICKER, CHRISTOPH / STÜBER, GABRIELE / BÜMLEIN, KLAUS / HOFMANN, FRANK-MATTHIAS (Hg.): *Protestanten ohne Protest. Die evangelische Kirche der Pfalz im Nationalsozialismus*. – Band 1: Sachbeiträge. Band 2: Kurzbiographien. Anhang. Speyer: Verlagshaus Speyer, 2016. – 911 S., geb. – ISBN 978-3-939512-79-0.

In einer beachtlichen Kraftanstrengung hat die Evangelische Kirche der Pfalz (Protestantische Landeskirche) ihre Geschichte in der Zeit des Nationalsozialismus gründlich neu aufgearbeitet. Über 60 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – überwiegend Theologen, (Kirchen-)Historiker und Archivare, aber auch zwei Juristen, ein Kulturanthropologe, ein Heimatforscher, ein Polizist, ein Kirchenmusiker und eine Realschullehrerin – haben ein stattliches zweibändiges Werk mit insgesamt über 900 Seiten Text und zahlreichen Schwarz-weiß-Fotos zu Stande gebracht, das sich sehen lassen und an dem niemand mehr vorbei kann, der sich mit dem Thema beschäftigt. Bemerkenswert ist auch, dass es gelungen ist, auswärtigen Sachverständigen und ökumenische Perspektiven einzubeziehen, so dass die Grenzen einer bloß regionalhistorischen Studie und einer konfessionellen Binnenperspektive überschritten werden und die Entwicklung in der

pfälzischen evangelischen Kirche in einen größeren Kontext eingezeichnet wird.

Band 1 enthält zunächst ein Vorwort des pfälzischen Kirchenpräsidenten Christian Schad, eine ausführliche Einführung eines der Herausgeber, des Direktors der Evangelischen Akademie der Pfalz Christoph Picker, sowie einen instruktiven Überblick des Münchner Kirchenhistorikers und Vorsitzenden der EKD-Kommission der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Kirchliche Zeitgeschichte Harry Oelke über die evangelische Kirchengeschichte Deutschlands in der Zeit des Nationalsozialismus, in deren Rahmen die pfälzische Kirche in umsichtiger Weise punktuell eingezeichnet wird. Es folgen im ersten Hauptteil neun Beiträge, die die kirchliche Entwicklung in der Pfalz von der Weimarer Republik bis zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in chronologischer Reihenfolge nachzeichnen, wobei in zwei Beiträgen auch auf die Sondersituation im Saargebiet – und hier insbesondere auf die Saarabstimmung 1935 – sowie in Lothringen, dessen reformierte und lutherische Gemeinden auf staatliche Anordnung von 1940 bis 1945 der bekennnisunierten pfälzischen Kirche provisorisch eingegliedert wurden. Die weiteren drei Hauptteile beschäftigen sich mit den „Institutionen, Organisationen und Gruppen“ der Landeskirche (Teil 2), dem Thema „Landeskirche und staatliche Gewaltmaßnahmen“ (Teil 3) sowie weiteren „Kirchliche[n] Handlungsfelder[n]“ (Teil 4). Konkret geht es in den sieben Beiträgen des zweiten Teils um das Verhältnis der Landeskirche zur Reichskirche und zu den staatlichen Instanzen, um die Presbyterien – an Hand von Beispielen aus Neustadt, Ludwigshafen und Kusel –, um die traditionellen Kirchenparteien, also vor allem um die Liberalen und die konservativen „Positiven“, um die nationalsozialistische Kirchenpartei der „Deutschen Christen“ (DC) und deren gemäßigtere und radikale Richtung, um die DC-kritische Pfarrbruderschaft sowie um die evangelischen Vereine und Verbände. Die fünf Beiträge des dritten

Teils thematisieren den Antisemitismus, die Zwangssterilisierungen und Krankenmorde, den Antikommunismus, die Zwangsarbeit sowie „Antikirchliche und antichristliche Maßnahmen“. Der mit vierzehn Beiträgen umfangreichste vierte Teil schließlich behandelt Themen aus den Bereichen Gottesdienst und Kirchenmusik, sakrale Kunst und Kirchenbau, Jugendarbeit, Bildung, Mission, Diakonie, Frauen, Presse, das Verhältnis zum Katholizismus und zur weltweiten Ökumene, die kirchlichen Finanzen sowie die Seelsorge in den Evakuierungsgebieten der Grenzzone bzw. unter den Evakuierten.

Der deutlich schmalere Band 2 enthält 79 Kurzbiographien – davon fünf zu Frauen – mit Porträtfotos sowie Quellen- und Literaturverzeichnisse und diverse Register, allerdings leider kein Sachregister. Die Auswahl der Biographien erscheint nicht immer plausibel. So fragt man sich etwa, warum Kurt Mayer aufgenommen wurde (S. 754f), der zwar als Leiter der Reichsstelle für Sippenforschung in Berlin von allgemeinem historischen Interesse ist, dessen Berührungen mit der pfälzischen Kirche aber doch wohl eher marginal sind (er verließ bereits nach dem Abitur die Pfalz, kehrte lediglich 1930/31 für anderthalb Jahre zurück, als er als Historiker im landeskirchlichen Archiv – offensichtlich in untergeordneter Stellung – beschäftigt war, und trat 1943 aus der Kirche aus; eine Zusammenarbeit in seiner Funktion als Reichsstellenleiter mit der pfälzischen Kirche ist „nicht bekannt“, so S. 352), nicht jedoch dessen Vater und Bruder, die beide als Oberkirchenräte in der Pfalz wirkten. Hier schießt man in der wohlmeinenden Absicht schonungsloser Aufklärung (vgl. dazu unten) wohl doch ein wenig über das Ziel hinaus.

Die beiden Bände sind aufwendig gefertigt (fester Einband, hochwertiges Papier, gute Qualität der Abbildungen, Lesebändchen), aber zu bemängeln ist die zu kleine Schrifttype, die den Augen einige Mühen abverlangt.

In seiner Einführung erläutert Christoph Picker die Gründe für die Entstehung des

Werkes. Trotz gewisser Vorarbeiten fehle bislang „eine systematische und umfassende Darstellung der Geschichte der pfälzischen Landeskirche in der NS-Zeit“; man wolle also eine „Lücke“ schließen (S. 20). Unter Berufung auf den US-Historiker Timothy Snyder verweist er zudem – zu Recht – darauf, dass es für eine angemessene historische Aufarbeitung eines zeitlichen Abstandes von etwa sechzig Jahren bedürfe. Schließlich – und dieses Argument entfaltet Picker besonders ausführlich – sollen die bisher dominanten apoletischen Deutungsmuster korrigiert werden. Die „drei langlebige[n] Narrative“, nämlich „das Narrativ vom kirchlichen Widerstand, das Narrativ von der glimpflich verlaufenden NS-Kirchengeschichte in der Pfalz und das Narrativ von der Kirche als Opfer des Nationalsozialismus“ (S. 12), halten nach Picker einer gründlichen und seriösen historisch-kritischen Analyse überhaupt nicht stand. Es geht also letztlich um selbstkritische, schonungslose Aufklärung und Entmythologisierung. Schon in der Einführung werden die ernüchternden Ergebnisse der gesamten Untersuchung recht prägnant zusammengefasst: Protestantismus und Nationalsozialismus seien „in der Pfalz weitgehend Hand in Hand“ gegangen. Die nationalsozialistische Gleichschaltung der Landeskirche sei „nahezu reibungslos“ verlaufen (S. 25). Die die Kirche traditionell prägenden beiden Lager der Liberalen und der „Positiven“ hätten sich ungeachtet aller Gegensätze gleichermaßen angepasst. Viele hätten in der nationalsozialistisch orientierten „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ eine zeitgemäße, zukunftsweisende und die alten Kontroversen überbrückende bzw. hinter sich lassende Richtung gesehen und sich ihr angeschlossen. Während die DC-Führungspersönlichkeiten anfänglich mehrheitlich aus dem konservativen Lager stammten, seien die Liberalen besonders anfällig für die Ideen des radikalen nationalkirchlichen Flügels der DC gewesen, der sich ab 1936 formierte. Selbst bei der – erst spät, nämlich

im September 1934, gegründeten – dezidiert DC-kritischen Pfarrbruderschaft habe die „grundsätzliche Loyalität gegenüber dem NS-Regime [...] außer Frage“ gestanden. Statt konsequent zu opponieren, habe sie sich zudem „1936 [...] in die deutschchristlich dominierte Kirchenregierung“ einbinden lassen (S. 26). Zu den Staatsverbrechen habe man, so Picker, in der Kirche allenthalben mindestens geschwiegen, sofern man sie nicht sogar mehr oder weniger gutgeheißen und unterstützt habe. Nur wenige Einzelne – genannt werden insbesondere die Pfarrer Heinz Wilhelmy, Johannes Bähr und Oswald Damian – hätten sich punktuell resistent oder widerständig gezeigt. Anders als in anderen Landeskirchen habe es keine organisierte Hilfe für verfolgte „Nichtarier“ gegeben. Für die Kirche seien meist „institutionelle Eigeninteressen leitend“ gewesen; man sei „vorrangig mit sich selbst beschäftigt“ gewesen. Insgesamt habe die Kirche „von ihrem regimetreuen Kurs erheblich profitiert“ – auch finanziell (S. 28).

Die durchweg sorgfältig recherchierten, materialreichen und teilweise spannend zu lesenden Beiträge bestätigen auf den unterschiedlichen kirchlichen Ebenen und Aktionsfeldern sehr facetten- und detailreich diese Einschätzungen Pickers. Kritisch anzumerken sind lediglich manche Redundanzen, die sich auf Grund der Überschneidungen der Themen und Problemfelder ergeben.

Ein echter Mangel ist es allerdings, dass theologiegeschichtliche Aspekte nahezu gänzlich ausgespart werden, wie es schon in der Einführung eingeräumt wird, in der „ein eigenes Forschungsprojekt“ „über Predigtpraxis und Predigtinhalte“ postuliert wird (S. 24). Wie etwa im Falle der Presbyterianen hätte man auch hier freilich exemplarische Pilotstudien vorlegen können. Denn das Versagen der pfälzischen Protestantinnen und Protestanten nahezu auf der ganzen Linie zu konstatieren – und sich heute davon selbstverständlich zu distanzieren –, ist das Eine, das Andere ist, plausible und tieferegreifende Erklärungen für dieses Ver-

sagen zu suchen. Wenn man unterstellt, dass besonders auch theologische Aspekte den Kurs einer Kirche, ihrer Amtsträger und Glieder maßgeblich prägen (sollen), so müsste man doch gerade hier ansetzen. Kirchenpräsident Schad legt gewissermaßen den Finger in die Wunde, wenn er in seinem Vorwort zu bedenken gibt, dass es doch bemerkenswert sei, dass „die in Bekenntnisfragen so zurückhaltende pfälzische Landeskirche“ sich im März 1934 in einer einstimmigen Entschließung der Landessynode explizit zu einem „Bekenntnis“ „zum Dritten Reiche Adolf Hitlers“ hinreißen ließ (S. 9). Als zwei Monate später die Barmer Synodalen sich in der „Theologischen Erklärung“ zu „evangelischen Wahrheiten“ bekannten, fehlten unter den Synodalen außer aus den beiden kleinen Landeskirchen Lübeck und Schaumburg-Lippe, die sich aber in bekenntniskirchlichen Institutionen nicht selten von größeren Landeskirchen mit vertreten ließen, nur Vertreter der pfälzischen Kirche. Auf der zweiten Reichsbekenntnissynode in Dahlem im Oktober 1934 war die Pfalz ebenfalls gar nicht vertreten. Auch später kann man von einer nennenswerten Einbindung der Pfalz in bekenntniskirchliche Strukturen, sei es der radikaleren oder sei es der gemäßigeren Richtung, kaum sprechen. War der Primat des Politischen im Vergleich zum Theologischen und damit die Anfälligkeit für den herrschenden Zeitgeist in der stark vom Rationalismus geprägten pfälzischen Kirchenunion womöglich doch stärker als in anderen Landeskirchen, die zwar auch keine politischen Widerständler oder regelrechte Opfer des Nationalsozialismus, aber insgesamt doch weniger angepasst und für die Machthaber zumindest unbequemer waren? Auf Grund der gemeinsamen Geschichte hätte sich ein Vergleich mit der konfessionell-lutherischen Landeskirche in Bayern (rechts des Rheins) angeboten. Deren Landesbischof Hans Meiser ist in jüngster Zeit wegen seiner Haltung im „Dritten Reich“ – teilweise sicher zu Recht, teilweise aber auch in unhistorisch-moralisieren-

der, überzogener Weise – heftig kritisiert worden, aber zwischen seinem Kurs und seiner Landeskirche und dem Kurs seines pfälzischen DC-Amtskollegen Ludwig Diehl und dessen Landeskirche liegen gleichwohl zweifellos Welten. Woran lag das? Hatte das auch theologische Ursachen? Man hätte sich gewünscht, dass solche Fragen, die sicher nicht so einfach zu beantworten sind, stärkere Berücksichtigung gefunden hätten – gerade auch angesichts der Erwartungen, die das Vorwort des Kirchenpräsidenten weckt. Der Münchner Historiker Karl-Heinz Fix gelangt in seinem Beitrag zur Theologenausbildung der pfälzischen Kirche zu dem Fazit, „dass seriöse wissenschaftliche Theologie in der Kirchenleitung wenig galt“ (S. 483). Das wird man beispielsweise für die bayerische Kirchenleitung so ohne Weiteres nicht behaupten können.

Eine abschließende Bemerkung in diesem Zusammenhang zum Titel des Werkes „Protestanten ohne Protest“: Protest wird hier eher im – negativen – Sinne von Widerspruch, und zwar konkret gegen das Unrecht der Nationalsozialisten, verstanden, aber der Begriff stammt von dem lateinischen Verb „pro-testari“ ab, das so viel bedeutet wie „Zeugnis für etwas ablegen“. Wofür legten die pfälzischen Protestantinnen und Protestanten in den Jahren 1933 bis 1945 Zeugnis ab? In erster Linie offenkundig für das, was allgemein angesagt war und dem politischen und weltanschaulichen Zeitgeist entsprach. War das bzw. ist das nicht auch zu anderen Zeiten so, auch wenn der Zeitgeist – gottlob – nicht immer von der Art ist wie im Nationalsozialismus oder sogar von gänzlich anderer Art? Insgesamt ein beeindruckendes, bedeutendes Werk, das freilich noch einige wichtige theologische Fragen offen lässt. [2027]

*Thomas M. Schneider*

**KUROPKA, JOACHIM:** Galen. Wege und Irrwege der Forschung. – Münster: Aschen-dorff, 2015. – 457 S., kart. – ISBN 978-3-402-13153-4.

Clemens August Graf von Galen wurde als Spross eines westfälischen Adelsgeschlechts und Großneffe des Mainzer Bischofs Wilhelm Emmanuel von Ketteler am 16. März 1878 auf Burg Dinklage (Amt Vechta) im Oldenburger Münsterland geboren. Nach dem Schulbesuch in Feldkirch und Vechta und einem Studium in Freiburg / Schweiz und Innsbruck wurde er 1904 in Münster zum Priester geweiht. 1906–1929 wirkte er als Kaplan, Kurat und Pfarrer in Berlin, 1929–1933 als Pfarrer in Münster und seit 1933 als Bischof von Münster. In der Tradition seiner Familie gehörte er der Zentrumspartei an, allerdings ihrem sozial gesinnten Flügel, und wirkte als Geistlicher von Anfang an in diesem Sinne. Obwohl er als erster Bischof unter dem neuen Regime ernannt wurde, stand er dem Nationalsozialismus, der sich nach seiner Sicht mit den Ideen des Sowjetbolschewismus berührte, immer ablehnend gegenüber. Am 6. Dezember 1933 setzte er bei der Einführung des neuen Bischöflichen Offizi als für den oldenburgischen Teil des Bistums Münster der Obrigkeit eine Grenze im Widerspruch zum Willen Gottes. Mit seinem Osterhirtenbrief 1934 erregte er erstmals weites Aufsehen durch die Deutung des totalen politischen Glaubens als Häresie. In den folgenden Jahren setzte er seine öffentlichen Stellungnahmen gegen das nationalsozialistische Regime fort bis zu der weltweit wahrgenommenen Anprangerung der „Euthanasie“ durch drei Predigten im Juli und August 1941, die er mit einer Anzeige wegen Mordes bei der Staatsanwaltschaft Münster und beim Polizeipräsidenten verband. Obwohl Partei und Staat wiederholt Anläufe zu seiner Verfolgung machten, wagten sie es nicht, ihn vor Gericht zu stellen. Am 21. Februar 1946 ernannte ihn Papst Pius XII. zum Kardinal; aber schon

am 22. März 1946 starb er. Wegen seiner Haltung im Dritten Reich wurde Galen vielfach verehrt und fand als aufrechter Gegner des Nationalsozialismus Eingang in die Schulbücher. Nach einem jahrzehntelangen Verfahren wurde er am 9. Oktober 2005 von Papst Benedikt XVI. selig gesprochen.

Doch seit den sechziger Jahren erhoben sich im Katholizismus auch immer wieder Stimmen, die seine Hochschätzung in Frage stellten. Im „Hochland“ 1960/61 beleuchtete der Verfassungsrechtler Ernst-Wolfgang Böckenförde die Rolle des deutschen Katholizismus und besonders seiner Bischöfe im Jahre 1933 kritisch. Seit 1966 prägte der Speyerer Historiker Rudolf Morsey in zahlreichen Veröffentlichungen das Bild Galens als eines Deutschnationalen und Rechtskatholiken, der das Wesen des Nationalsozialismus nicht durchschaut und zumindest anfangs ein Zusammenwirken mit dem neuen Staat befürwortet habe. Im letzten Jahrzehnt hat sich auf dieser Linie der Münsteraner Kirchenhistoriker Hubert Wolf um eine kritische, aber differenzierte Sicht Galens bemüht. Die wissenschaftlich argumentierende Kritik wurde in populären Veröffentlichungen aufgegriffen, vergrößert und mit Fehlern durchsetzt, die sich sogar in die wissenschaftliche Literatur eingeschlichen haben. Der Plan, am Domplatz von Münster ein Denkmal für Galen aufzustellen, rief heftige Diskussionen von 1975 bis 1978 hervor und endete damit, dass das Denkmal nur am Rande des Platzes aufgestellt wurde.

Seit 1977 arbeitet Joachim Kuropka, 1982–2006 Professor für neueste Geschichte an der Universität Vechta, an einem streng historischen, auf Quellen beruhenden Bild Galens. Dabei ist ihm über eine erneute sorgfältige Durchmusterung der bereits von Peter Löffler herausgegebenen Akten, Briefe und Predigten des Bischofs (21996) und anderer gedruckter Quellen, auch der frühen Veröffentlichungen Galens, die sukzessive Entdeckung neuer Zeugnisse gelungen, vor allem des Briefwechsels Galens mit seinem Freund und Confrater Heinrich Holstein,

der Pfarrarchive von St. Matthias in Berlin und St. Lamberti in Münster und des Nachlasses des Bruders Franz von Galen, darunter eine „Haus- und Familienchronik der Grafen von Galen“ seit 1925 aus der Feder von Clemens August. Von besonderer Bedeutung wurde für ihn die Öffnung des Vatikanischen Geheimarchivs für den Pontifikat Pius XI. (1922–1939).

Auf Grund dieses ständig wachsenden Quellenbestands kann Kuropka in überzeugender Weise viele neue Erkenntnisse vortragen und bisherige Fehlurteile über Galen korrigieren: durch die genauere Erfassung seines persönlichen Hintergrunds – einer streng katholischen, antipreußisch gesinnten Familie, die nur katholische Zeitungen las, das „Zentrum“ wählte und in dieser Partei (der Vater und zwei Brüder sogar als Reichstags- und Landtagsabgeordnete) politisch aktiv waren; durch Einblick in seine Haltung vor und nach 1933 (Briefe an den Bruder Franz und politische Gutachten für ihn): er hat nie mit dem Nationalsozialismus sympathisiert; durch sicheres Wissen um die Vorgänge bei Galens Bischofswahl: er war kein „Bischof dritter Wahl“ (Wolf); durch genauere Kenntnis seiner zahlreichen Äußerungen als Bischof in Predigten, Hirtenbriefen und anderen Briefen gegen das NS-Regime, seiner Aktivitäten innerhalb des deutschen Episkopats und seines Verkehrs mit der Römischen Kurie; durch den Nachweis seiner positiven Haltung gegenüber Juden; schließlich auch durch Darstellung der wiederholten Bemühungen der Nationalsozialisten, den Bischof zur Konformität zu zwingen, die teilweise den Charakter einer Verfolgung trugen, obwohl er nicht körperlich misshandelt wurde. Im Theologiestudium neothomistisch gebildet, sah Galen im Naturrecht, das für ihn in den Verlautbarungen der Päpste verkörpert war, die Grundlagen des Gemeinschaftslebens und den Maßstab für seine Kritik am Handeln des NS-Regimes.

Problematisch ist allerdings die Form, in der dem Leser die hier angedeuteten Er-

kenntnisse vermittelt werden. Im vorliegenden Band sind nicht weniger als 26 publizierte Beiträge und unpublizierte Vorträge aus den Jahren 1989 bis 2012 gesammelt. Angesichts des relativ einfach strukturierten Gegenstandes sind zahlreiche Wiederholungen unvermeidlich. Zwar beleuchtet Kuropka das Leben und Wirken Galens immer wieder unter anderen Aspekten und zieht immer wieder neue Quellen heran, so daß man geradezu das Fortschreiten seiner Erkenntnisse von einem Beitrag zum anderen – mit einer wichtigen Zäsur nach der Öffnung des Vatikanischen Archivs 2004 – beobachten kann. Doch wer den Band von vorne bis hinten durchliest, wird durch die vielen Dubletten immer wieder ermüdet. Als besonders gehaltvoll seien hervorgehoben die Beiträge „Clemens August Graf von Galen, der NS-Staat und die katholische Soziallehre“ (S. 87–103), „Zur Frage der handlungsleitenden Grundsätze des Pfarrers und Bischofs Clemens August Graf von Galen“ (S. 147–168), „Clemens August Graf von Galen und das Recht“ (S. 169–184), „Clemens August Graf von Galen – Vom ‚politischen‘ Seelsorger zum Seligen“ (S. 195–213), „Pfarrer und Bischof Clemens August Graf von Galen 1933–1935 im Spiegel der Akten des Vatikanischen Geheimarchivs“ (S. 229–248), „Die ‚Mauer des Schweigens durchbrechen‘. Bischof von Galen und die ‚Geltung des Christentums‘ unter dem NS-Regime“ (S. 269–282), „Dass für ihn auch heute noch die Juden das erwählte Volk Gottes seien“. Bischof von Galen und die Juden“ (S. 317–341) sowie – aufschlussreich vor allem für den Bruder Franz von Galen, mit dem Clemens August in engem Austausch stand – „Politik nach dem Katechismus. Franz und Clemens August von Galen versuchen, die Republik zu retten“ (S. 361–366) sowie „Die Brüder Franz und Clemens August von Galen als Politiker“ (S. 385–410).

Für den Leser wäre es freilich bequemer und nützlicher gewesen, wenn Kuropka seine vielen kurzen, um dieselbe Person kreisenden Beiträge in einer Monographie zu-

sammengefaßt hätte, die auch – mit gewissen Abrundungen – als Biographie hätte gestaltet werden können. Immerhin läßt sich aus dem vorliegenden Aufsatzband das Bild eines aufrechten, konservativen, aber nicht reaktionären katholischen Geistlichen gewinnen, der als Pfarrer seiner Gemeinde in sozialer Haltung gedient, als Bischof seine Diözese in schwieriger Zeit geleitet und – wo er unerträgliches Unrecht erkannte – öffentlich dagegen Stellung genommen hat. Frei-

lich hat er das mit einer an Weisungen Pius XI. und der Haltung des deutschen Episkopats orientierten Zurückhaltung getan, wodurch ihm das Martyrium versagt blieb. Der Band läßt aber auch erkennen, wie heute innerhalb des deutschen Katholizismus um die gerechte Würdigung einer Leitfigur aus nationalsozialistischer Zeit gerungen wird.

[2028]

Ulrich Köpf

### 3. Bayerische Kirchengeschichte (Nr. 2029–2045)

#### 3.1. *Übergreifend* (Nr. 2029–2031)

Germania Benedictina II/1. Die Männer- und Frauenklöster der Benediktiner in Bayern, hg. Von der Bayerischen Benediktinerakademie, Historische Sektion, bearb. von Michael Kaufmann OSB, Helmut Flachenecker, Wolfgang Wüst und Manfred Heim. Redaktion Maria Hildebrandt. – 3 Teilbände (Unterbürger) (Nr. 2029) – Kist: Reichsbistum, Fürstbistum, Erzbistum Bamberg 1007–1976. Überarbeitet und ergänzt von Alfred Wendehorst (Urban) (Nr. 2030) – Hohenadel: Das Consolatorium tribulatorum des Bernhard von Waging. Literarhistorische Studie und redaktionsgeschichtliche Edition (Köpf) (Nr. 2031) – Lang: Das Augustinerchorherrenstift St. Zeno in Reichenhall (Eberl) (Nr. 2032)

Germania Benedictina II/1. Die Männer- und Frauenklöster der Benediktiner in Bayern, hg. Von der Bayerischen Benediktinerakademie, Historische Sektion, bearb. von Michael Kaufmann OSB, Helmut Flachenecker, Wolfgang Wüst und Manfred Heim. Redaktion Maria Hildebrandt. – 3 Teilbände. St. Ottilien: Eos, 2014. – III + 2853 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-8306-7657-7.

Mit den drei Bänden der „Germania Benedictina“ für Bayern ist das Großprojekt, das die Historische Sektion der Bayerischen Benediktinerakademie seit 1965 verfolgt hat, zu einem vorläufigem Abschluss gekommen. Ergebnis ist ein Ende 2014 erschiene- nes unentbehrliches Nachschlagewerk für die bayerische Klostersgeschichte, das es vorzustellen gilt. Die Reihe der „Germa-

nia Benedictina“ hat hiermit alle Benediktinerklöster in Deutschland und Österreich erfasst, in einem Teil der Territorien auch die Zisterzienserklöster. Der erste, Bayern behandelnde Band, den *Josef Hemmerle* (1914–2003) bereits 1970 vorlegen konnte, war dabei nicht nur wegen seines eher knappen Zuschnitts und dem durch das frühe Erscheinungsdatum bedingten Standes der Literatur überholt; er hatte auch die benediktinischen Frauenklöster noch ausgespart, anders als die meisten Folgebände für die anderen Territorien. So war die Neuauflage notwendig geworden.

Alle (auch zeitweiligen) Benediktiner- und Benediktinerinnenklöster werden in alphabetischer Reihenfolge nach einem einheitlichen Schema behandelt: Nach kurzen Informationen zu historischen Namensformen, politischer und kirchlicher Topogra-

phie und Patronen des Klosters folgt die in der Regel ausführliche historische Darstellung, die einen „geschichtlichen Überblick“ geben will, mitunter aber auch die ausführliche Klostergeschichte auf dem neuesten Forschungsstand bringt. Extra ausgegliedert ist ein Kapitel über „wirtschaftliche, rechtliche und soziale Verhältnisse“ und „Patronate und Inkorporationen“. Es folgt jeweils ein Kapitel zur „Bibliotheksgeschichte“ und die Abts- bzw. Äbtissinnenreihe. Nützlich, ja unentbehrlich für die Weiterarbeit, sind die Rubriken „Gedruckte Quellen“, „Literatur“ und „Archivalien“, meist umfassende oder gar vollständige Listen, die einen soliden Überblick über die bisherige Forschung geben und neue Forschungen erleichtern. Abgerundet werden die einzelnen Kapitel mit Informationen zu Ansichten und Plänen, zur Numismatik und zur Sphragistik und Heraldik.

Die Erarbeitung des Werks hat sich dabei viele Jahre hingezogen; die enorme redaktionelle Arbeit, bei der immer wieder neue Bearbeiter gesucht werden mussten, während andere auf die Drucklegung ihrer frühzeitig abgeschlossenen Artikel warten mussten, spiegelt sich im Gesamtergebnis. Etwas überraschen mag indes, dass der letztgereimte „Bearbeiter“ noch immer im Titel genannt wird, obwohl er frühzeitig von dieser Aufgabe zurückgetreten ist und auch keinen eigenen Artikel beigesteuert hat.

Die 149 beschriebenen Klöster sind, was historische Bedeutung, aber auch die Dauer einer benediktinischen Observanz angeht, recht unterschiedlich. Während manche nur sehr kurz existierten und dabei weitgehend im historischen Dunkel liegen, gehören andere wie Tegernsee oder Benediktbeuern zu den bayerischen Urklöstern; viele prägten nicht nur das umliegende Gebiet, sondern waren auch Träger oder Auftraggeber enormer kultureller und künstlerischer Leistungen. Schon allein diese Unterschiede bedingen es, dass trotz des einheitlichen Schemas die einzelnen Artikel – was Umfang und Tiefgang angeht –, recht unter-

schiedlich ausgefallen sind. Manche Autoren, wie Helmut Neueder zu Oberaltaich oder Manfred Weitlauff zu Frauenchiemsee, konnten auf von ihnen selbst verfasste oder herausgegebene Monographien und damit einen ausgewogenen Forschungsstand zurückgreifen; andere Klöster sind dagegen bislang sehr viel schlechter erforscht, was sich auch in der Darstellung der „Germania Benedictina“ widerspiegelt. Hinzu kommt, dass in der Regel nicht jede Phase eines Klosters gleich gut erforscht ist. Trotz dieser ungleichen Forschungslage ist zu konstatieren, dass einige wirklich herausragende Beiträge beinahe monographischen Charakter annehmen und herausstechen. Hier können etwa gerade die Beiträge – die Liste ist bei weitem nicht vollständig – von Joachim Wild zu Tegernsee, von Beda Sonnenberg zu Plankstetten, diejenigen zu Münster-schwarzach, Otto-beuren oder diejenigen zu Kloster Kastl in der Oberpfalz, oder auch derjenige von Jürgen Dendorfer zu Reichenbach am Regen genannt werden. Gerade am Artikel Dendorfers kann man beispielhaft sehen, dass eine quellenkritisch reflektierte Darstellung durchaus, trotz eher spärlicher Quellenlage, zu fundierten Einsichten fähig ist. Dendorfer kann das Wechselverhältnis in der Verflechtung mit dem lokalen Adel in wirtschaftlicher, personaler und spiritueller Hinsicht deutlich machen, die Gründungsvorgänge fundiert datieren, die Bedeutung von materiellen Stiftungen für den kulturellen Stand eines Kloster aufhellen; indem er nicht einfach die Quellen nachschreibt, die häufig von siegreichen Reformern des Klosterlebens verfasst und von diesen geprägt sind, kann er quellenkritisch verantwortet mit Topoi von „Krise“, „Niedergang“, „Reform“ und „Blüte“ umgehen, die noch immer nahezu jede Klosterhistoriographie prägen, die freilich sonst oft nur den Parteistandpunkt der siegreichen Reformkräfte naiv abbilden.

Dass nicht alle Artikel diese Reflektiertheit aufweisen und noch älteren Deutungsschemata der benediktinischen Geschich-



te verpflichtet sind, ist aber mitunter eben auch dem schlechteren Stand der Vorarbeiten geschuldet; auch scheint bei manchen Beiträgen ein langfristig geplanter Bearbeiter abgesprungen zu sein, so dass schnellere Improvisationen nötig wurden. Diese Ungleichheit, die wohl nur schwer zu vermeiden gewesen ist, schmälert freilich den Wert der drei Bände als unumgänglicher Ausgangspunkt für die weitere Erforschung der benediktinischen Klosterkultur in Bayern und als vorläufiger Abschluss- und vielleicht auch Höhepunkt der gesamten Reihe keineswegs. Ob auch die bayerischen Zisterzienserklöster noch auf eine ähnliche Weise behandelt werden, wird die Zukunft zeigen.

[2029]

*Klaus Unterburger*

**KIST, JOHANNES:** Reichsbistum, Fürstbistum, Erzbistum Bamberg 1007–1976. Überarbeitet und ergänzt von Alfred Wendehorst. 4. Auflage. – Hamburg: Dr. Kovač, 2014 (= Studien zur Kirchengeschichte 19). – 213 S., brosch. – ISBN 978-3-8300-7620-9.

Für die Bamberger Diözesangesichtsforschung von der Mitte des 19. Jahrhunderts an sind die Studien von fünf geistlichen Autoren bzw. zum Teil nach ihnen benannte Buchtitel zum unverzichtbaren Repertoire geworden. Die Reihe führt der in der Blüte der Mannesjahre verstorbene und vor allem durch Quelleneditionen bedeutsam gewordene unermüdlich tätige Geistliche Caspar Schweitzer (1806–1866) aus Bamberg an.

Zu nennen ist dann der „Looshorn“, die von 1886 bis 1910 erschienene siebenbändige Bistumsgeschichte des nicht ganz unproblematischen Benefiziaten Johann Looshorn (1831–1916). Er hat damit ein Gesamtwerk geschaffen, das heute trotz seiner zeitbedingten inhaltlichen Form immer noch nützlich ist.

Der „Wachter“, der General-Personal-Schematismus der Geistlichkeit der Erzdiö-

zese Bamberg 1007–1907, ein biographisches Nachschlagewerk über die Geistlichen im Zeitraum von 900 Jahren Bistumsgeschichte muss genannt werden. Dieses von dem heimatgeschichtlich tätigen Landpfarrer Friedrich Wachter (1866–1935) unter Mithilfe der Diözesangeistlichkeit entstandene umfangreiche Werk mit über 11.682 Kurzbiographien der Kleriker des Bistums und Erzbistums Bamberg endet 1907.

Im Umfeld Wachers arbeitete auch der schon 1927 wegen besonderer Verdienste in der Diözesangeschichte geehrte Pfarrer Johann Schlund (1874–1942), dessen pars pro toto zu erwähnende Ordnungs- und Verzeichnungsarbeit des Altbestandes an Akten im damaligen Erzbischöflichen Ordinariat Bamberg als das „Schlund'sche Repertorium, Rep. I“, heute noch von den Forschern benutzt wird und geschätzt ist.

Schließlich ist in diesem Zusammenhang das für die künftige Betrachtung wichtige Werk, der „Kist“, zu nennen, das vom Stadtpfarrer und Kirchengeschichtspräsident an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Bamberg, Johannes Kist (1901–1972), stammt. Als erstes Beiheft zum 92. „Bericht des Historischen Vereins für die Pflege der Geschichte des ehemaligen Fürstbistums Bamberg“ brachte er schon als Stadtpfarrer von Burgkunstadt 1953 eine 71-seitige Broschüre heraus, deren Titel bis auf die zeitliche Erweiterung bei der 2. Auflage 1958 schließlich bis zur neuen 3. Auflage 1962 inhaltlich gleich geblieben ist: „Fürst- und Erzbistum Bamberg. Leitfaden durch ihre Geschichte von 1007 bis 1943.“ Für die Erstauflage dieser Schrift darf als Vorarbeit die noch vor seiner Ernennung zum Erzbischöflichen Sekretär und Domvikar 1938 für die Kirchenzeitung St. Heinrichsblatt verfasste fünfteilige und eher bischofsbezogene Serie „Das Bistum Bamberg im Wandel der Jahrhunderte“ gelten.

Die dritte und gegenüber den vorhergehenden Auflagen stark erweiterte und neu gestaltete, mit 35 Tafeln, 37 Wappen und 2 Karten versehene Ausgabe des „Kist“ trug den Titel „Fürst- und Erzbistum Bamberg.

Leitfaden durch ihre Geschichte von 1007 bis 1960“, vom Historischen Verein Bamberg 1962 herausgegeben. Dieses gern gelesene und bei allen diözesangeschichtlichen Unternehmungen immer zuerst konsultierte Bändchen war seit langem vergriffen.

Im Jahr 2014 wurde es nun vom Erlanger Professor emeritus für bayerische und fränkische Landesgeschichte, dem im September des gleichen Jahres verstorbenen Alfred Wendehorst, in einer vierten Auflage in neuer Konzeption vorgelegt. Der 213 Seiten umfassende Band titelt mit „Reichsbistum, Fürstbistum, Erzbistum Bamberg 1007–1976“ – inhaltlich aber vereinzelt bis 2002 reichend – und ist im Hamburger Fachverlag für wissenschaftliche Literatur Dr. Kovač erschienen, an falscher Stelle, wie gleich zu Beginn bemerkt werden soll. Denn mit dem stattlichen Preis von 78 Euro wird der Anspruch der ersten Auflage, ein „Vademecum für den Lehrer wie den Geistlichen und darüber hinaus für jeden auf dem Gebiet unserer Heimatgeschichte Interessierten“ zu sein, schwerlich erreicht und verbannt den Band in Bibliotheken. Das erfahrungsgemäß verbreitete Desinteresse bei einem Teil der beiden erstgenannten Berufsgruppen an geschichtlichen Dingen, noch dazu, wenn sie gedruckt daherkommen, trägt ebenfalls seinen Teil dazu bei.

Wendehorst's neuer, auf Anregung der Vorstandschaft des Historischen Vereins Bamberg entstandener „Kist“ wurde bereits im Jahr 2005 im Manuskript abgeschlossen. Doch das Vorhaben stand unter keinem guten Stern. Meinungsverschiedenheiten mit einigen Vorstandsmitgliedern des Historischen Vereins über die Sichtweise Wendehorst's im letzten Abschnitt des 12. Kapitels führten schließlich dazu, dass das Manuskript zum 1000jährigen Bistumsjubiläum Bamberg's 2007 nicht veröffentlicht, sondern auf Halde gelegt wurde. Wie Wendehorst dem Rezensenten gegenüber selbst erklärte und auch in einer Separatveröffentlichung des beanstandeten Kapitels (in: *Una Voce* Korrespondenz 35 (2005), Heft 4, S. 223) zu

lesen ist, lasse er sich nicht zensieren. Nur nebenbei: Nicht zum ersten Mal war dieses probate Machtmittel anderen Meinungen gegenüber angewandt worden. Das Ergebnis der Bearbeitung der Ausgabe des „Kist“ von 1962 ist beachtlich. Zwölf Kapitel in jeweils zwischen zwei und fünf Abschnitte gegliedert bieten in dicht gedrängter Form Bamberger Kirchengeschichte, allerdings ohne die in der 3. Auflage veröffentlichten Abbildungen, Wappenzeichnungen und Karten.

Das erste Kapitel „Vorgeschichte, Gründung und Anfänge des Bistums“ (S. 9–19), das wesentlich von den Aktionen der handelnden Personen auf regionaler und internationaler Ebene geprägt ist, bildet die Basis für die weitere Entwicklung zu „Bamberg's goldenem Zeitalter“ (S. 20–30) und der Gestaltung der „Pfarrreorganisation auf dem Land und in den Städten“ (S. 31–38). Die vorreformatorische Periode wird von der Darstellung des Domkapitels, der Kanonikerstifte und der alten wie neuen Orden (S. 39–48) bestimmt und von der Entwicklung vom (weltlich geprägten) Reichsbistum hin zum geistlichen Territorium (S. 44–66). Dieses war nun eingebunden in die Bewegungen des Humanismus, der Reformation und Gegenreformation und erlebte eine geistige Wende von bisher nie dagewesenem Ausmaß (S. 676–90). Eine Generalvisitation der Pfarreien des Hochstifts 1611 als flächendeckende Bestandsaufnahme bereitete den Weg für eine erfolgreiche Reorganisation der Diözese. Doch bald kam in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges u.a. mit den Auswüchsen des Hexenwahns das Erreichte zum Erliegen, ja nach dem Tod von Fürstbischof Johann Georg II. Fuchs von Dornheim (1633) schien sogar „das Ende des Hochstifts gekommen“ (S. 95). Nach jahrelanger kriegerischer Belastung und allgemein verbreiteter Friedenssehnsucht regelte nach dem Frieden von Münster und Osnabrück von 1648 der Nürnberger Friedens-Exekutions-Hauptabschied 1650 die Bamberger Verhältnisse nach dem Stand der protestantischen Geistlichen von 1624: Alle mit diesen besetzten mark-

gräfllich-nürnbergischen und ritterschaftlichen Pfarreien blieben künftig für die Diözese Bamberg verloren.

Gravierende Kriegsschäden belasteten das Hochstift zusätzlich, doch schon im September 1648 hatte die Lehrtätigkeit der *Academia Ottoniana* begonnen und für einen geistigen Neuanfang gesorgt. Dieser mündete in die Zeit des Barock und Absolutismus mit den baufreudigen Bischöfen der Schönbornepoche und dem Frühling männlicher und weiblicher Orden von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, begleitet von einer Phase der Errichtung neuer Pfarreien und dem Bau eindrucksvoller Kirchenbauten. Die „von der Aufklärung angerührten kirchlichen Obrigkeiten“ (S. 111) schufen auf „den Gebieten der Justiz und der Verwaltung, des Sozialwesens und der Wissensvermittlung“ (S. 115) zukunftsorientierte Innovationen bis hin zur Zurückdrängung des Analphabetismus auf dem Lande. Auf zehn Seiten widmet sich Wendehorst der Aufklärung und deren Auswirkungen (S. 113–122), um dann das Ende des Kaiserlichen Hochstifts anzusprechen (S. 123–130) und mit dem „Neubeginn als Erzbistum“ (S. 131) die prägenden kirchengeschichtlichen Stationen des 19. Jahrhunderts vorzustellen, das Ende der Monarchie, die Zwischenkriegszeit und den Zweiten Weltkrieg (S. 150–160) zu skizzieren.

Das 12. Kapitel (S. 161–173) schildert die Jahre 1945 bis 1976 unter dem Aspekt des Wiederaufbaus, den Problemen der Integration der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, der Erneuerung der Seelsorge, dem Vereinswesen und religiösen Strömungen (unter ausgiebiger Berücksichtigung der sog. Marienerscheinungen von Heroldsbach) und der politischen Neuorientierung durch Gründung der Christlich Sozialen Union (CSU). Abgeschlossen wird die Bistumsgeschichte durch einen Abschnitt über das Zweite Vatikanische Konzil, das mit dem Zusatz „der Geist des Konzils und die Krise“ (S. 169–173) erweitert und vertieft wird. Schon die Diktion der Überschrift lässt keine konflikt-

freie Hofberichterstattung erwarten, wenn Wendehorst in Bezug auf die Ökumene von Nivellierungen bis auf den kleinsten gemeinsamen Nenner spricht (S. 171), mit den Worten des Rezensenten: was gleich gültig ist, wird allmählich gleichgültig. Wendehorst konstatiert einen „weitgehenden Zerfall des katholischen Milieus“, – Domdekan Josef Kraus (1911–1984) hat schon um 1975 von der Gefahr der Austrocknung gesprochen – und stellt schließlich Diagnosen, die nicht geringschätzend übergangen werden sollten.

Das vorliegende Werk besticht durch seine detailgenaue Schilderung der geschichtlichen Ereignisse in der für einen Überblick gebotenen Kürze, die wiederum zu weiterführenden Studien anregt. 24 Seiten Literaturangaben unterstützen ein solches Vorhaben, während 15 Seiten Register den Band für eine kursorische Lektüre erschließen. Im Todesjahr des Nestors der Fränkischen Geschichte erschienen, darf der Band zudem als die letzte Geste eines geistlichen Vermächtnisses angesehen werden. So sollte der Band Platz in der Bibliothek eines jeden finden, der sich mit Bamberger Bistumsgeschichte befasst.

[2030]

*Josef Urban*

**HOHENADEL, VICTORIA:** Das *Consolatorium tribulatorum* des Bernhard von Waging. Literarhistorische Studie und redaktionsgeschichtliche Edition. – Münster: Aschendorff, 2015 (= Diskurs und Gemeinschaft. Die Schriften des Bernhard von Waging im Kontext der spätmittelalterlichen Reformprozesse. Kritische Edition – Erschließung – Rekonstruktion. Serie II: Untersuchungen 1 = Beiträge zur Geschichte des Alten Mönchtums und des Benediktinertums NF II/1). – 310 S., geb. – ISBN 978-3-402-10386-9.

Zu den fruchtbarsten monastischen Schriftstellern des 15. Jahrhunderts gehört Bernhard von Waging. Der um 1400 Geborene trat nach einem Studium der artes in

Wien 1430 in das reformierte Augustinerchorherrenstift Indersdorf (nördlich von Dachau) ein und von hier 1446 in das Benediktinerkloster Tegernsee über, wo er 1452 bis 1465 das Amt des Priors innehatte. Die letzten Lebensjahre bis zu seinem Tod 1472 verbrachte er als Beichtvater des Benediktinerinnenklosters Bergen (nördlich Neuburg/ Donau), das unter dem Eichstätter Bischof Johann von Eich (1445–1464) reformiert worden war. Bernhard war selbst ein engagierter Vertreter der von Melk ausgehenden Reformbewegung im benediktinischen Mönchtum und pflegte enge Kontakte mit Johann von Eich. Am bekanntesten ist er aber durch seine Beziehung zu Nikolaus von Kues, mit dem er in den fünfziger Jahren in Kontakt stand (erhaltener Briefwechsel von 1454/55), und mit dem ihn das Interesse einerseits an der Reform, andererseits am Wesen der Gotteserkenntnis verband. Im Anschluss an den Kusaner setzte er sich auch in zwei Schriften mit der antiintellektualistischen Haltung des Kartäusers Vinzenz von Aggsbach auseinander.

Von der Forschung wurde bisher vor allem dieser Komplex beachtet. Vor wenigen Jahren hat Ulrike Treusch erstmals eine umfassende Untersuchung über den Tegernseer Mönch auf handschriftlicher Grundlage, jedoch ohne Edition, vorgelegt (Bernhard von Waging [† 1472], ein Theologe der Melker Reformbewegung. Monastische Theologie im 15. Jahrhundert [Beiträge zur historischen Theologie 158], Tübingen 2011). Da lediglich einige Schriften und Briefe Bernhards in neueren Editionen vorliegen und anderes nur in einer unzuverlässigen Ausgabe des 18. Jahrhunderts zugänglich ist, manches aber noch unveröffentlicht ist, stellt eine kritische Edition aller Werke, Briefe und Predigten Bernhards ein vordringliches Desiderat der Forschung dar. Erfreulicherweise nimmt das Grabmann-Institut (heute: Martin Grabmann-Forschungsinstitut) in München sich seit einigen Jahren dieser wichtigen Aufgabe an, auf die sein Namensgeber, einer der bedeutendsten Erforscher

der mittelalterlichen Theologie auf handschriftlicher Grundlage in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, seit 1920 wiederholt hingewiesen hat.

Das vorliegende Werk, eine Münchener Dissertation von 2013/2014, ist aus dieser Editionsarbeit hervorgegangen. Es macht erstmals eines der bisher ungedruckten Werke in einer Weise zugänglich, die allen Anforderungen an eine moderne kritische Edition entspricht: das Johann von Eich gewidmete *Consolatorium seu remediarium tribulatorum* (im folgenden: *Consolatorium*). In einer der Edition vorangestellten Untersuchung begnügt sich Victoria Hohenadel nicht damit, das Werk und seine handschriftliche Überlieferung zu analysieren, sondern fügt es in den größeren Zusammenhang der lateinischen Konsolationsliteratur ein. Allerdings referiert sie nach einem knappen Überblick über diese Literatur und ihre Erforschung (S. 18–34) das Wissen um die seit Ciceros *Consolatio* bekannte Literaturgattung nicht in möglicher Breite, sondern stellt in wünschenswerter Konzentration jene handschriftlich überlieferten Trostschriften vor, die nach einem historischen Bibliothekskatalog aus den Jahren 1500 bis 1504 um diese Zeit und schon in den Jahrzehnten zuvor in Kloster Tegernsee vorhanden waren und daher den historischen Hintergrund für Bernhards *Consolatio* bilden. Dieser Bestand führt von Boethius (*Consolatio philosophiae*) über den Dominikaner Johannes von Dambach (*Consolatio theologiae*), Johannes Gerson (drei kleine Traktate) und den Dominikaner Johannes Nider (*Consolatorium timoratae conscientiae*) zu Bernhard von Waging, der neben der *Consolatio* einen *Remediarius contra pusillanimes et scrupulosos* verfasst hat, und zu dem Kartäuser Michael von Prag (*Remediarium abiecti prioris*), dem Zisterzienser (später Kartäuser) Jakob von Paradies (*De remediis temptationum*), dem Franziskaner Kaspar Schatzgeyer (*Remediarius temptationum*), dem Melker Benediktiner Johannes Schlitpacher (*Remediarius temptationum*), einem

fälschlich Seneca zugeschriebenen Werk *De remediis fortuitorum* und fünf anonymen Trostschriften (*Remedia contra temptationes*, *Remedium pro fratre scrupuloso quodam*, *De duodecim utilitatibus tribulationum*, *Viridarium consolationis*, *Collectio utilis*) (S. 35–98). Nach einer zusammenfassenden Auswertung dieser Trosttexte (S. 99–107) konzentriert sich Hohenadel auf Bernhards *Contemplatio* (S. 108–166).

Zunächst behandelt sie die Beziehungen Bernhards zu Bischof Johann von Eich und den Anlass, diesem eine Trostschrift zu senden, sowie Bernhards ausgedehnte Reisetätigkeit im Zusammenhang mit seinen Bemühungen um eine Union zwischen den Observanzen von Melk, Kastl und Bursfelde, nach deren Scheitern 1467 er ins Kloster Bergen wechselte (S. 108–114). Eine Überprüfung der handschriftlichen Überlieferung ergibt, „dass sich drei Fassungen des *Consolatorium tribulatorum* rekonstruieren lassen, die in Umfang und Anordnung einzelner Teile variieren und auf unterschiedliche Entstehungsphasen, Intentionen und Rezeptionsinteressen zurückzuführen sind.“ (S. 115) Es handelt sich 1. um ein teilweise autographes Konzept: verschiedene Teile mit Widmung, mit vielen Korrekturen, Streichungen und Ergänzungen sowie drei im Text erwähnten Titeln (T1), 2. um eine Fassung der ersten sechs (von neun) Kapiteln, die wahrscheinlich über Johann von Eich an das Augustinerchorherrenstift Rebdorf (bei Eichstätt) gelangt ist (R), und 3. um einen in Tegernsee auf der Grundlage von T1 mit Streichungen, Korrekturen und vielen Zusätzen hergestellten Traktat (T2), der Vorlage für die weitere Verbreitung der Schrift war. Offenbar ist die Endfassung über mehrere Textstufen von ursprünglichen Trostbriefen durch vielfältige Bearbeitung und Erweiterung von 1461 bis nach dem Tod Johanns von Eich am 1. Januar 1464 hergestellt worden (S. 120f). Im folgenden Abschnitt referiert Hohenadel Aufbau und Inhalt des *Consolatorium* (S. 121–131), um abschließend auf Formu-

lierungen hinzuweisen, die vermutlich von Nikolaus von Kues beeinflusst sind.

Nachdem bereits die in Tegernseer Handschriften vorhandenen Trostschriften vorgestellt worden sind (S. 35–107), führt Hohenadel in jene Werke ein, die Bernhard für sein *Consolatorium* ausgebeutet hat (S. 132–142). Überraschenderweise hat er nur eine einzige literarische Trostschrift benutzt: das *Remediarium abiecti prioris* Michaels von Prag (S. 133f, vgl. 70–76) sowie die anonyme *Collectio utilis* (S. 137, vgl. S. 96–98), ferner seine eigene Schrift *De spiritualibus sentimentis* und zwei ethische Abhandlungen aus dem 13. Jahrhundert: Wilhelms von Auvergne *Summa de virtutibus et vitiis* (S. 138–140) und das gleichnamige Werk des Wilhelm Peraldus (S. 140–142). Wenn die Verfasserin anschließend die Arbeitsweise Bernhards behandelt (S. 143–153), dann zeigt sich, dass er das *Consolatorium* – wie auch andere Schriften – unter Einfügung eigenständiger Texte weitgehend kompiliert und damit ein Verfahren befolgt hat, das in der monastischen Literatur des Spätmittelalters durchaus üblich ist. Darüber hinaus lassen sich für die Erstellung des *Consolatorium* in seinen drei Fassungen T1, R und T2 insgesamt sechs Arbeitsgänge unterscheiden: „1. Bearbeiten der Vorlage 2. Abschrift der Vorlage 3. Erste Redaktion der Abschrift 4. Erste Reinschrift der Kapitel 1–6 (R) 5. Zweite Redaktion der korrigierten Abschrift 6. Zweite Reinschrift der zweimal korrigierten Abschrift der Kapitel 1–9 (T2)“ (S. 145f). An diesen Arbeitsgängen waren außer Bernhard noch andere Hände beteiligt, unter denen sich der Tegernseer Mönch Oswald Nott als Schreiber namentlich identifizieren lässt. Ein kurzer Blick auf den Traktat „Trostung den betrübten und laydsamen“ als vermeintliche deutsche Übersetzung der *Consolatio* (S. 154–156) schließt die literatur- und überlieferungsgeschichtliche Untersuchung ab, die in einer „Schlussbetrachtung“ (S. 157–166) zusammengefasst und ausgewertet wird. Unter Einbeziehung anderer Schriften Bernhards kommt Hohen-

adel zu dem Ergebnis: „Seine Werke entstehen auf aktuelle Anfragen hin und lassen sich primär als adressierte Antwortbriefe in einem historischen Entstehungskontext beschreiben, wenn sie auch bereits nach wenigen einleitenden Worten zu monastischen Traktaten werden, die in der spätscholastischen Tradition der Universitäten stehen.“ (S. 163) Der Bezug zur Tradition der Universitäten und damit das Verhältnis monastischer und scholastischer Arbeitsweise wird allerdings nicht näher ausgeführt.

Den zweiten Teil des Buches (S. 167–279) macht die Edition der *Consolatio* aus, die durch eine sorgfältige Beschreibung der fünf benutzten Sammelhandschriften und der Stellung des *Consolatorium* in diesen Handschriften sowie durch Vorbemerkungen zur Edition eingeleitet wird. „Die kritische Edition verfolgt das Ziel, die Entstehung des Textes in seinen verschiedenen Redaktionsstufen unter Berücksichtigung seiner Vorlagen transparent zu machen.“ (S. 187) Dieses Ziel soll dadurch erreicht werden, dass unter den nach T1 erstellten Haupttext fünf Apparate gesetzt werden. Der erste dokumentiert alle Korrekturen, Streichungen und Hinzufügungen in T1 (zwei größere Streichungen in einem Anhang), der zweite die Abweichungen in R, der dritte die Besonderheiten von T2, der vierte die bereits von den Vorlagen benutzten Quellen und der fünfte die von Bernhard verwandten Vorlagen. Der Text selbst nimmt 78 Seiten ein.

Diese erste kritische, auf den überlieferten Handschriften beruhende und alle Entstehungsstufen dokumentierende Edition eines Werks Bernhards von Waging ist ein bedeutender Schritt bei der Erforschung der monastischen Literatur des Spätmittelalters. Ihre wohldurchdachte Gestaltung macht sie gut benutzbar für den, der die Vorbemerkungen aufmerksam gelesen hat. Da wegen Lücken in einzelnen Fassungen nicht auf jeder Seite alle fünf Apparate vorhanden sind, hätte ihre Durchzählung (am besten mit römischen Zahlen) die Orientierung erleichtert. Die umfassende literarhistorische Ein-

ordnung der *Consolatio* und die sorgfältige Beschreibung der Überlieferung gibt aufschlussreiche Einblicke nicht nur in die Arbeit Bernhards, sondern in das reiche geistige Leben im Kloster Tegernsee. Victoria Hohenadel hat mit ihrem Buch einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis des bedeutenden bayerischen Theologen geleistet. Man kann nur hoffen, dass die Erschließung und Edition seiner Werke rasch voranschreitet. [2031]

Ulrich Köpf

LANG, JOHANNES: Das Augustinerchorherrenstift St. Zeno in Reichenhall. – Berlin – New York: Walter de Gruyter, 2015 (= Germania Sacra III / 9: Die Bistümer der Kirchenprovinz Salzburg. Das Erzbistum Salzburg 2). – XVI + 679 S., 21 teilw. Farbige Abb., 4 Karten. – geb., Leinen. – ISBN 978-3-11-030545-6.

Wenige Jahre nach dem Erscheinen seiner Dissertation (St. Zeno in Reichenhall. Geschichte des Augustiner-Chorherrstiftes von der Gründung bis zur Säkularisation, Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte 22, München 2009) legt der Verfasser mit vorliegender Arbeit eine neue, erweiterte Arbeit über St. Zeno vor. Der Band ist nach dem üblichen Gliederungsschema der Reihe *Germania Sacra* aufgebaut. Im ersten Kapitel werden „Quellen, Literatur und Denkmäler“ zusammengestellt. Neben den umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnissen werden hier erstmals die Baudenkmale des Stiftes mit der Stiftskirche, 15 Kapellen, 30 Altären, Grabmälern, Orgeln, Glocken, Kirchenschatz, Konventsgebäuden, Gartenanlagen, Wirtschafts- und Nebengebäuden, historischen Ansichten, Baumeistern und Künstlern einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Ein dem heiligen Zeno geweihter Vorgängerbau an der Stelle der späteren Stiftskirche stammte vermutlich aus dem 9. Jahrhundert. Diese auffällig gewordene Kirche wurde nach einer vermutlich im Jahr 1147 ausge-

stellten Urkunde zu Lebzeiten Erzbischof Konrads I. von Salzburg (1106–1147) neu errichtet. Weshalb der Neubau dieser größten romanischen Basilika Altbayerns vom Verfasser nicht in einen zeitlichen Zusammenhang mit der Gründung der Propstei gebracht wird, überrascht.

Das zweite Kapitel wendet sich „Archiv und Bibliothek“ zu. Nachdem bereits im 13. Jahrhundert Kopialbücher angelegt worden waren, wurde ein Verzeichnis der Urkunden 1595 angelegt, das 1624 erneuert wurde. Zu letzterem wurde auch ein Archivschrank angefertigt, der anscheinend 47 Laden umfasst hat. 1484 wurde anscheinend die Bibliothek angelegt, ein Verzeichnis dazu 1595 verfertigt, doch scheint sie nicht im Mittelpunkt des Interesses der Chorherren gestanden zu haben. Der Verfasser listet die überlieferten Manuskripte aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert auf.

Das dritte Kapitel bietet eine „Historische Übersicht“. Dabei wird, ausgehend vom Namen, geographischer Lage und Patrozinium des Stifts dessen gesamte Geschichte von der Gründung 1135 bis zur Säkularisation 1803 abgehandelt. Im Jahr 1512 traf ein großer Brand Stift und Stadt. Die vollkommen sinnlose Säkularisation des Stiftes – wenn man die Geschichte der Klöster und Stifte in Österreich betrachtet – wird vom Verfasser ebenfalls umfassend geschildert.

Das vierte Kapitel der Arbeit wendet sich der „Verfassung“ des Stiftes zu. Zuerst werden die geistlichen Ämter und der Konvent behandelt. Neben dem Propst werden Dekan, Vizedekan, Cellerar und Kastner, ferner der Hallinger, dem die Verwaltung der Salinen des Stiftes oblag, die sonstigen Ämter mit Chorregent, Organist, Sakristan, Bibliothekar und Novizenmeister, die nur zeitweise erscheinen, sowie abschließend der Konvent abgehandelt. Zuletzt wird noch der Tagesablauf des Konvents und die Konversen und Reklusen behandelt. In einem weiteren Unterkapitel werden die weltlichen Klosterämter und die Familia vorgestellt, wobei Ministeriale und Leibeigene sowie Diener

erfasst werden. Der Verfasser verdeutlicht auch die Stellung des Stiftes im Orden und die Beziehungen zu den maßgeblichen geistlichen Institutionen, ausgehend von der römischen Kurie über die Erzbischöfe von Salzburg, die Bischöfe von Chiemsee und die nur am Rande gestreiften Beziehungen zu anderen Klöstern und Stiften.

Das Verhältnis des Stiftes zu weltlichen Institutionen schließt sich an. Hier führt der Kreis über Kaiser und König zum Landesherrn, den Herzögen von Österreich, den Grafen von Wasserburg und dem durch zahlreiche Auseinandersetzungen geprägte Verhältnis zu den Stiftsvögten. Ein eigenes Unterkapitel der Arbeit widmet sich der Gerichtsbarkeit in den Hofmarken Froschham und Inzell. Zuletzt werden Wappen und Siegel des Stifts näher betrachtet. Während das Stiftswappen erstmals in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nachweisbar ist, erscheint das Konventssiegel seit 1251 und das Propstsiegel seit 1286. Die nachgewiesenen Propstswappen dürften für den Zeitraum vom 12. bis 14. Jahrhundert vermutlich fiktiv und damit erst nach dieser Zeit als historisch gesichert anzunehmen sein.

Ein weiteres Unterkapitel befasst sich mit der Seelsorge des Stiftes, die von dessen Gründung an zu seinem Aufgabenbereich gehört hat. Eine Zusammenstellung der abhängigen Pfarreien und Vikariate des Stiftes mit den Pfarreien St. Zeno und Froschham, der Pfarrei Reichenhall, der Pfarrei Gmain mit der Kuratie Marzoll, der Pfarrei Inzell, der Pfarrei Kirchdorf mit den Vikariaten Kössen, Waidring, Reit im Winkl und Schwendt, der Pfarrei St. Martin bei Lofer mit dem Vikariat Unken und der Pfarrei Petting schließt sich an.

Das fünfte Kapitel behandelt das „Religiöse und geistige Leben“ des Stiftes. Dabei wird die Liturgie mit den liturgischen Handschriften untersucht, die mit Fragmenten eines Epistolars und eines Evangelistars über die Gründungszeit des Stiftes bis ins 9. Jahrhundert zurückreichen, um dann mit Manuskripten vom 12. bis ins 16. Jahr-

hundert fortzufahren. Die Gottesdienstordnung, der Festkalender, die Auflistung der Stiftsmessen und die Konföderationen mit anderen Klöstern und Stiften schließt sich an. Das Kapitel behandelt weiterhin die klösterliche Disziplin seit dem Spätmittelalter, ferner die Reliquien, Bruderschaften, Gnadenbilder und Wallfahrten in den Pfarreien des Stiftes. Die seit dem 13. Jahrhundert nachgewiesene Klosterschule, die wissenschaftliche Ausbildung der Konventualen und ein Blick auf die literarische und wissenschaftliche Tätigkeit der Chorherren runden das Kapitel ab. In dem Kapitel „Besitz“ werden die wirtschaftlichen Grundlagen des Stiftes vorgestellt. Nach der Darstellung der Besitzentwicklung, der Wirtschaft und Verwaltung des Stiftes wird dessen Kolonisation und Siedlungspolitik vorgestellt. Mit der Salzproduktion, dem Weinbau, dem Brauwesen, der Holzwirtschaft und dem Jagdwesen, der Fischerei, dem Bergbau und zuletzt dem Torfstich werden vom Stift betriebene einzelne Wirtschaftszweige untersucht. Es folgt abschließend eine alphabetische Auflistung der Klostergüter. Damit ist

die Grundherrschaft des Stiftes zusammenfassend dargestellt.

Das siebte und letzte Kapitel der Arbeit ist den Personallisten des Stiftes gewidmet. Die Pröpste werden in einzelnen Kurzbiographien erfasst. Die alphabetische Liste der Konventualen schließt sich an. Ein Katalog erfasst die Inhaber der einzelnen Ämter des Stiftes vom Dekan über den Vizedekan, Cellerar, Kastner, Hallinger, Sakristan, Bibliothekar, Chorregent und Novizenmeister. Die dabei gebotenen Personalinformationen sind für die weitere Forschung zur *Germania Sacra* von besonderem Gewicht.

Das umfangreiche Werk wird durch ein Register für den Benutzer erschlossen. Die wertvolle Arbeit bietet einen Gesamtüberblick über die Stiftsgeschichte, wie ihn nur wenige Chorherrenstifte aufweisen können. Der Verfasser hat im Zusammenhang mit seiner Dissertation ein Gesamtwerk vorgelegt, das für den Raum um Reichenhall eine grundlegende Bedeutung für die künftige Forschung hat.

[2032]

*Immo Eberl*

### 3.2. Bis 1517 (Nr. 2033)

Dendorfer (Hg.): Reform und früher Humanismus in Eichstätt. Bischof Johann von Eych (1445–1464) (Eberl) (Nr. 2033)

DENDORFER, JÜRGEN (Hg.): Reform und früher Humanismus in Eichstätt. Bischof Johann von Eych (1445–1464). – Regensburg: Pustet, 2015 (= Eichstätter Studien. NF 69). – 436 S., 33 teilw. farbige Abb., kart. – ISBN 978-3-7917-2494-2.

Der Band geht auf eine unter demselben Thema stehende Tagung in der Universitätsbibliothek der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt 2011 zurück. Diese widmete sich dem Wirken des Bischofs Johannes von Eych in Eichstätt mit dem

Ziel, „überregionale und regionale Kompetenz zu dieser Schlüsselperiode der Eichstätter Geschichte zu bündeln, um eine Bilanz des Forschungsstandes zu ziehen und Impulse für die weitere Forschung zu geben“. In der Einleitung weist der Herausgeber auf die Entwicklung Eichstatts unter Bischof Johann von Eych hin. Aus fränkischem Adel stammend, war dieser zum Kanzler Herzog Albrechts V. von Österreich aufgestiegen und 1445 Bischof von Eichstätt geworden. In kurzer Zeit scharte der Bischof einen Kreis hervorragender Mitarbeiter um sich, die für



den frühen Humanismus bedeutsam waren, wie Albrecht von Eyb, Johannes Mendel, Wilhelm von Reichenau, Hermann Schedel und Johannes Heller. Der Bischof hat in seiner Diözese eine exemplarische Kirchenreform durchgeführt, die auf den Beschlüssen des Basler Konzils aufbaute. Die von dem Bischof ausgehende Reformtätigkeit wurde durch den Aufenthalt des päpstlichen Legaten Nikolaus von Kues in Eichstätt gefördert. Neben dem Anstoßen der Kirchenreform war das Konzil von Basel für die Ausbreitung des Humanismus bedeutsam. Festzustellen ist, dass die Personen, die für die Kirchenreform eintraten, auch den Humanismus förderten. Auffälligerweise haben Mitarbeiter Johann von Eychs überraschend häufig in Padua oder Wien studiert und am Konzil von Basel teilgenommen. Vielleicht ist dabei schon ein Netzwerk um Johann von Eych entstanden. Die Tagung sollte aber auch den Forschungsstand aktualisieren. Die von Bischof Johann von Eych an seinen verschiedenen Studienorten und darauf folgenden beruflichen Stationen vor Übernahme des Bischofsamtes geknüpften zahlreichen Verbindungen könnten erklären, weshalb sich diese Netzwerke des frühen Humanismus in Eichstätt um den Bischof herum sammelten.

Der erste Abschnitt des Bandes widmet sich den „Wegstationen – Bildungswegen und Beziehungen vor der Bischofswahl von 1445“. Diese vier Beiträge (von Melanie Bauer, Martin Wagendorfer, Jörg Schwarz und Claudia Märtil) befassen sich mit den fränkischen Studenten an der Universität Padua, mit dem dortigen Umfeld des späteren Bischofs Johann von Eych sowie dessen Umfeld an der Universität Wien und darüber hinaus der Wirkung Johann von Eychs auf das Basler Konzil und seine Beziehungen zu Eneas Silvio Piccolomini, dem späteren Papst Pius II.

Auf der Basis der differenzierten Betrachtungen und der sich aus dem Werk ergebenden Hinweise stellt der zweite Abschnitt die Frage: „Ein Eych-Kreis? – Gelehrte Räte

und frühe Humanisten in Eichstätt“. Die meisten genannten Mitarbeiter und Räte von Bischof Johann von Eych haben in Italien die Rechte studiert und dort ihre Interessen aus den Anstößen und den Texten der Antike entwickelt. Durch ihre Ausbildung und die Schulung in der Rhetorik standen sie auf dem Höhepunkt der Bildung ihrer Zeit und hatten sich dadurch auch für den Dienst am Hofe des geistlichen Fürsten empfohlen. Die Beiträge von Franz Fuchs, Matthias Thumser, Georg Strack, Maximilian Schuh und Victoria Hohenadel fassen die Einzelheiten zusammen und werden dabei durch einen Beitrag über den Bischof in seinem Briefwechsel mit Bernhard von Waging ergänzt.

Der dritte Abschnitt des Bandes „Der Reformbischof nach dem Basler Konzil – Klerus und Klosterreform in Eichstätt“ wendet sich dem durch den Humanismus gelegten geistigen Grund der Kirchenreform zu, die Bischof Johann von Eych maßgeblich vertreten und durchgesetzt hat. Die Reform des Bischofs wird dabei neben die Reformdekrete des Basler Konzils gestellt (Ernst Reiter). Die Erneuerung des gottesdienstlichen Lebens mit der Reform der Liturgie (Jürgen Bärsch) tritt dabei neben die Reform der Benediktinerinnenabtei St. Walburg in Eichstätt in ihren zahlreichen Einzelheiten (Maria Magdalena Zunker), während ein weiterer Beitrag das Stift Rebdorf und die Reformen der Augustiner-Chorherrenstifte in Süddeutschland im 15. Jahrhundert (Franz Machilek) behandelt. Die Reform der Predigt gewann durch die Kirchenreform und den Frühhumanismus eine neue Stellung, wie der Eichstätter Domprediger Ulrich Pfeffel (urkundlich erwähnt 1452–1492) beweist (Gerd Dicke). Die Reformtätigkeit des Bischofs erfasste aber auch die Verwaltung des Bistums, wie seine Tätigkeit als Rechtsreformer belegt (Hiram Kümper).

In einem vierten Abschnitt „Einordnungsversuche“ betrachten zwei Beiträge Kirchenreform und Eichstätter Frühhumanismus in Eichstätt genauer. Zuerst

wird dabei Johann von Eych mit den deutschen Humanistenbischöfen der ersten Generation verglichen. Es zeigt sich, dass er keine Ausnahme unter diesen geistlichen Standesgenossen war. Rund drei Viertel der Amtsträger im Erzstift Salzburg und den Hochstiften Brixen, Freising, Passau und Regensburg hatten ein Hochschulstudium absolviert. Dabei hatten wiederum drei Viertel sogar einen akademischen Grad erworben und ein etwa gleich großer Teil besaß italienische Studiererfahrungen. Die Ausführungen von Rainald Becker werden durch den Beitrag von Dieter Mertens über „den sozialen Ort des Eichstätter Frühhumanismus im überregionalen Vergleich“ ergänzt. Dieser sieht mit dem Tod von Papst Pius II., Nikolaus von Kues, Johann von Eych und Friedrich von Beichlingen im Jahre 1464 die Entfremdung der deutschen Kir-

che und der Kurie größer werden, obwohl noch weiterhin Vertreter aus dem Kreis der Frühhumanisten auf Bischofsstühlen amtierten.

Ein Beitrag über „die Eichstätter Walburga-Behänge im Kontext hagiographischer Bildteppiche“ (Jutta Zander-Seidel) ergänzt den Band in einem fünften Abschnitt zusammen mit Ausführungen über „Die fata libellorum der frühen Eichstätter Humanisten“ (Klaus W. Littger). Der vorliegende Band fasst die aus Frühhumanismus und Kirchenreform entstandene Verbindung im Bereich des fast zwei Jahrzehnte umfassenden Pontifikats des Eichstätter Bischofs zusammen. Die Überregionalität des Regionalen kommt darin deutlich zum Ausdruck und schafft für die künftige Forschung aufschlussreiche Ansätze.

[2033]

*Immo Eberl*

### 3.3. 1517 bis 1648 (Nr. 2034–2037)

Benini: Die Feier des Osterfestkreises im Ingolstädter Pfarrbuch des Johannes Eck (Köpf) (Nr. 2034) – Gössner / Huber (Hg.): Ansbach – Dinkelsbühl – Feuchtwangen – Rothenburg ob der Tauber (= Orte der Reformation; Journal 27) (Süß) (Nr. 2035) – Weiss (Hg.): Regensburg (= Orte der Reformation; Journal 32) (Süß) (Nr. 2036) – Baumann: Anna von Lodron. Ein adeliges Frauenleben in der Reformationszeit (G. Simon) (Nr. 2037)

**BENINI, MARCO:** Die Feier des Osterfestkreises im Ingolstädter Pfarrbuch des Johannes Eck. – Münster: Aschendorff, 2016. – 711 S., kart. – ISBN 978-3-402-11270-0.

Der humanistisch gebildete Theologe Johannes Eck (1486–1543), seit 1510 Professor an der bayerischen Landesuniversität Ingolstadt, wird gewöhnlich nur als besonders wichtiger entschieden altgläubiger Gegner Martin Luthers wahrgenommen. Dass er neben seiner akademischen Tätigkeit auch als Pfarrer in Ingolstadt gewirkt hat – 1519 bis 1525 an St. Moritz, 1525 bis 1532 und 1538 bis 1540 an der Pfarr-, Herrschafts- und

Universitätskirche „Zur Schönen Unserer Lieben Frau“ – ist kaum bekannt. Von dieser Wirksamkeit zeugen vor allem seine ungedruckten Predigten von 1525 bis 1542 (UB München, 2° Cod. ms. 125) und sein ab 1525 geführtes Pfarrbuch, das 1908 mit Lücken ediert wurde.

Pfarrbücher (auch „Gotteshausbücher“) haben erst in den letzten beiden Jahrzehnten neues und verstärktes Interesse der historischen und liturgiewissenschaftlichen Forschung auf sich gezogen. In ihnen haben Pfarrer einzelner Kirchen für sich und ihre Nachfolger Angaben zur Pfarrkirche und ihrer Sakralausstattung (auch zu ihren Filialen), zur Finanzierung und zum liturgischen

Personal, zu den liturgischen Bräuchen, zu Prozessionen, Bruderschaften und Wallfahrten, zu vielen ortsgebundenen Traditionen und Bräuchen, aber auch Abweichungen und Verbesserungsvorschläge sowie viele andere Einzelheiten festgehalten. Sie bilden deshalb eine hervorragende Quelle für die Verhältnisse an einer bestimmten Kirche, besonders für die konkrete gottesdienstliche Praxis. Der Verfasser des vorliegenden Buchs, einer Eichstätter theologischen Dissertation von 2014, gibt einen Überblick über die Gattung der Pfarrbücher (S. 60–80) und im Anhang II eine chronologisch geordnete Liste der bekannten 41 Pfarrbücher von 1401 bis 1825 sowie einiger weiterer Quellen zum Alltag der Pfarrei (S. 618–623). Diese Pfarrbücher stehen als Gattung in einer Linie mit den gewöhnlich anonymen monastischen *Consuetudines* und den *Libri Ordinarii* von Kloster-, Stifts- und Bischofskirchen. Sie beschreiben vor dem Hintergrund der überörtlich gültigen liturgischen Bücher die alltägliche Wirklichkeit an bestimmten Kirchen und sind, da von meist bekannten Geistlichen verfasst, zugleich Quellen für deren Wirken als Liturgen und Organisatoren der gottesdienstlichen Praxis im ganzen. Das Pfarrbuch Johannes Ecks ist wohl das bekannteste Exemplar der Gattung, eine wichtige Quelle für den Gottesdienst, wie er in den Anfängen der Reformation an einer großen bayerischen Pfarrkirche praktiziert wurde, die zugleich Herrschaftskirche mit vielen herzoglichen Stiftungen und Kirche der Landesuniversität mit den Gottesdiensten der Gesamtuniversität und der einzelnen Fakultäten war.

In einem „Anhang I“ bietet Benini erstmals eine vollständige, sorgfältige Edition von Ecks Pfarrbuch einschließlich aller Randbemerkungen aus der Feder Ecks und einzelner Nachfolger, mit paralleler deutscher Übersetzung und einigen erklärenden Anmerkungen (S. 453–618). Den Hauptteil des Buches bildet zunächst eine Einleitung mit einem Überblick über Ecks Leben und sein Wirken als Pfarrer, über das Ingolstädter

Liebfrauenmünster als Wirkungsort Ecks, über Pfarrbücher als liturgiegeschichtliche Quelle sowie über den erstmals zum Vergleich herangezogenen, bisher kaum beachteten Eichstätter *Liber Ordinarius* und andere entsprechende in der Arbeit benutzten Quellen (S. 15–87). Daran schließt sich eine äußerst detailreiche, alle Aspekte berücksichtigende und breit auf den historischen Hintergrund wie auf die Forschung eingehende Nachzeichnung der gottesdienstlichen Feiern von Septuagesima bis Pfingsten an (S. 89–436), über deren Einzelheiten hier nicht berichtet werden kann. Hatte der Verfasser dabei immer wieder auch auf Ecks persönlichen Anteil an der Gestaltung der Liturgie hingewiesen, so fasst er anschließend seine Beobachtungen zu Ecks Liturgieverständnis im Pfarrbuch zusammen, das freilich keine ausdrücklichen theologischen Reflexionen über den Gottesdienst bietet, aber in seiner Anleitung zur gottesdienstlichen Praxis durchaus theologische Überlegungen und Reaktionen auf die reformatorische Kritik an manchen Gebräuchen enthält (S. 437–451). Eck war ein „achtsamer Liturgen“ (S. 31). In seinem Pfarrbuch zeigt er „ein Gespür für sinnenfällige Zeichen, dramatische Ausgestaltung und die nichtsprachlichen Ausdrucksformen“ (S. 447), er behält „eine Vielzahl professionaler Elemente, die das prozessionsfreudige Mittelalter entfaltet hatte“, bei (S. 445) und fördert „volksnahe Elemente“ (S. 441). Andererseits schafft er Missbräuche ab und möchte Scherz und Gelächter aus dem Gottesdienst verbannen. „Was der Würde des Gottesdienstes nicht entsprach, drängte er zurück.“ (S. 440) Bemerkenswert ist, welchen Nachdruck er auf die ja schon im Spätmittelalter gepflegte Predigt legte: „Die Predigt sah er als eine seiner wichtigsten Aufgaben als Pfarrer an, wie sein Pfarrbuch und die erhaltenen Predigtskizzen anschaulich dokumentieren.“ (S. 443)

Die vorliegende Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Gottesdienstes am Übergang zwischen Spätmittelalter und

Früher Neuzeit. Sie berichtet umfassend über die Gattung des Pfarrbuchs und stellt das wohl wichtigste derartige Buch des deutschen Sprachgebiets in einer leicht zugänglichen Gestalt zur Verfügung. Unter Heranziehung einer umfangreichen, wenn auch noch immer nur lückenhaft erfassten Forschungsliteratur (S. 632–683) bietet sie eine gründliche, an Ecks Pfarrbuch orientierte, aber weit darüber hinausführende Darstellung der Liturgie von Septuagesima bis Pfingsten. Sie wirft auch neues Licht auf den altgläubigen Theologen und Luthergegner Eck und lässt eine Edition seiner Predigten sehr wünschenswert erscheinen. [2034]

*Ulrich Köpf*

GÖSSNER, ANDREAS / HUBER, WOLFGANG (Hg.): Ansbach – Dinkelsbühl – Feuchtwangen – Rothenburg ob der Tauber (= Orte der Reformation; Journal 27). Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2016. 76 S., brosch. – ISBN 978-3-374-04416-0.

Die Herausgeber dieses Heftes haben sich vorgenommen, einen detaillierten Einblick in die unterschiedlichen Bedingungen, Akteure und Abläufe bei der Einführung der Reformation in der Markgrafschaft Ansbach zu vermitteln und zu beschreiben, welche kirchlichen Einrichtungen und Aktivitäten nach wie vor dem Landkreis ein überwiegend protestantisches Gepräge geben. Der erste Teil des Heftes beschäftigt sich mit der Geschichte der Reformation in diesem Landstrich. Im einleitenden Artikel mit dem Untertitel: Eine Region und viele Grenzen – Eine kurze Territorial- und Konfessionsgeschichte zeichnet Andreas Gößner die Herrschaftsverhältnisse in diesem Raum nach und macht damit verständlich, wie die vier im Titel des Magazins genannten Städte und eine Reihe von kleineren Orten ihres westmittelfränkischen Umlands zu einer wichtigen Keimzelle der Reformation in Bayern werden konnten. Es folgen mo-

nographische Darstellungen der vier Städte (Ansbach, Rothenburg, Feuchtwangen: Wolfgang Huber, Dinkelsbühl: A. Gößner), wodurch trotz mancher Gemeinsamkeiten ein durchaus differenziertes Bild entsteht.

Der zweite Teil „Religiöses Leben – einst und heute“ entfaltet ein breites Spektrum von Orten, Institutionen, Personen der evangelischen Kirche in der betreffenden Region, wie auch der Beziehungen zwischen den christlichen Konfessionen und dieser zum Leben der jüdischen Gemeinden, bis hin zu religiösem Brauchtum wie dem Jakobsweg. Vorgestellt werden z.B. Neuen-dettelsau, Sitz der Kirchlichen Hochschule (Augustana), Zentrum der Diakonie und der Mission, Heilsbronn mit seinem ehemaligen Zisterzienserkloster, der Hesselberg als Ort des alljährlichen Bayerischen Evangelischen Kirchentags am Pfingstmontag. An vielen Stellen in den einzelnen Artikeln finden reformatorische Prediger eine angemessene Würdigung, kurze Monographien sind dem Melancthon-Schüler Balthasar Siebenhaar (A. Gößner) und dem Herrnhuter Missionar Joh. Leonhard Dober (G. Reese) gewidmet. Das Verhältnis der christlichen Konfessionen zueinander wird in Gößners Bild der Reichsstadt Dinkelsbühl und in Bruno Lengenfelders Darstellung von Herrieden als „Bollwerk der Gegenreformation“ thematisiert.

Insgesamt bietet das mit zahlreichen, teils großformatigen Fotos reich illustrierte und sehr sorgfältig gestaltete Heft ein anschauliches Bild von der Vielfalt der reformatorischen Prozesse, selbst in einem scheinbar relativ homogenen Landstrich. Es zeigt auch mit großer Deutlichkeit, wie sehr die von Wittenberg ausgegangenen Anstöße an vielen Stellen auf fruchtbaren Boden fielen und rasch Anhänger fanden, und wie sehr politische Gegebenheiten wie die Stellung der Reichsstädte und die territorialen Herrschaftsverhältnisse schließlich die Spaltung der Konfessionen begünstigten oder letztlich erst herbeiführten. Das breite Themenspektrum der Beiträge und ihre

ansprechende Präsentation tragen in anerkannter Weise dazu bei, einer allzu einseitigen Fokussierung der Reformationsgeschichte auf wenige große Theologen der Universität Wittenberg entgegenzuwirken, was deren Leistung ja keineswegs schmälert. So ist es nur logisch, dass etwa dem nur wenige Kilometer von Windsbach entfernten Spalt und seinem großen Sohn Georg Burckhardt (Spalatin), dessen herausragende Rolle am sächsischen Hof und seine Unterstützung für Martin Luther in den Standardwerken der Reformationsgeschichte hinreichend beschrieben sind, in diesem Heft kein Beitrag gewidmet ist.

[2035]

*Kurt Süß*

WEISS, HANS-MARTIN (Hg.): Regensburg (= Orte der Reformation; Journal 32). Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2016. – 88 S., brosch. – ISBN 978-3-374-04421-4.

Es mag auf den ersten Blick erstaunen, dass Regensburg, das von vielen eher als eines der Zentren des bayerischen Katholizismus angesehen werden dürfte, in diesem Heft als ein Ort der Reformation vorgestellt wird. Deshalb ist es verdientvoll, durch einen Blick in die Frühzeit der Reformation, die Beschreibung protestantischer Einrichtungen wie Kirchen, Schulen und Stiftungen sowie der ökumenischen Aktivitäten unserer Zeit diese mögliche Fehleinschätzung zu korrigieren. Das mit Fotos reich illustrierte Heft gliedert sich in die drei Teile „Stadtrundgang“, „Reformation in Wort und Bild“ und „Kirche, Stadt und Gemeindeleben“, wobei im ersten Teil hauptsächlich Orte und Gebäude beschrieben werden, der zweite Teil sich mit der Geschichte der Reformation in Regensburg beschäftigt, Teil drei die aktuellen Beziehungen zwischen den Konfessionen thematisiert. Eine solche Einteilung führt verschiedentlich zu Überlappungen; so könnten etwa die Beiträge über die Dreieinigkeitskirche oder über St. Oswald,

die im dritten Teil erscheinen, auch durchaus in Teil eins stehen. Vermutlich wollte der Herausgeber jedoch den Eindruck einer eher touristischen Ausrichtung vermeiden, zumal den redaktionellen Teilen sowieso drei doppelseitige Fotos (Reichssaal, Domspitzen, Luftbild der Innenstadt) sowie eine Doppelseite „Regensburg entdecken“ mit Hinweisen zu Museen, Galerien und anderen eher profanen Sehenswürdigkeiten vorgeschaltet sind.

Im kollektiven Gedächtnis beider christlichen Kirchen ist sicherlich weniger präsent, dass nicht nur in Worms und Augsburg wichtige Weichen für das Verhältnis der Glaubensrichtungen zueinander gestellt wurden, sondern dass 1541 im sog. Regensburger Religionsgespräch im Beisein Kaiser Karls V. anlässlich eines Reichstags Philipp Melanchthon ebenfalls den Versuch unternahm, in wichtigen theologischen Streitpunkten zu vermitteln. Werner Thiede erinnert daran in seinem Beitrag „Philipp Melanchthon als Ökumeniker“. Sein Hinweis, der Kaiser habe diesen Reichstag unter anderem deshalb einberufen, um auch die protestantischen Fürsten für seinen Kampf gegen die Türken hinter sich zu bringen, macht einmal mehr deutlich, wie sehr politische Interessen mit den religiös-kirchlichen Beziehungen und Entwicklungen verquickt waren. Erst 450 Jahre später fand 1998 das Zweite Regensburger Religionsgespräch statt, bei dem die Formulierung einer gemeinsamen Erklärung gelang, die ein Jahr später – allerdings nicht in Regensburg, sondern in Augsburg – vom Vertreter des Vatikans und dem Präsidenten des Lutherischen Weltbundes unterzeichnet wurde. Die historisch ausgerichteten Beiträge des zweiten Teils lassen erkennen, welche entscheidende Rolle der Magistrat der Reichsstadt bei der Einführung der Reformation spielte, u.a. durch die Anstellung von Reformatoren wie Nikolaus Gallus, und welche wichtige Rolle Regensburg im 16. Jahrhundert für die reformierten Gemeinden in Österreich spielte, sowohl als Zufluchtsort für Glaubensflücht-

linge als auch durch die Ausbildung und Entsendung von lutherischen Predigern, die in Österreich selbst nicht ausgebildet werden durften. Sehr lesenswert auch der Beitrag über Entstehung und Bildprogramm des Reformationsaltars in der Neupfarrkirche und seine philosophisch-theologische Interpretation (Friedrich Hohenberger).

Der dritte Teil des Heftes vermittelt einen guten Eindruck von der Vielfalt ökumenischer Aktivitäten in dieser Stadt, die symptomatisch sind für die Veränderungen der letzten Jahrzehnte im Denken vieler Gemeindeglieder und Amtsträger der christlichen Konfessionen und im Umgang miteinander. Dass dieser Geist inzwischen zu einer konfessionellen Öffnung selbst solcher emblematischer Einrichtungen wie der Regensburger Domspatzen geführt hat, liest man sicherlich mit Genugtuung.

[2036]

*Kurt Süß*

**BAUMANN, REINHARD:** Anna von Lodron.

Ein adeliges Frauenleben in der Reformationszeit. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner, 2015 (= Schlern-Schriften 365). – 144 S., geb., Festeinband, Abb. – ISBN 978-3-7030-0846-7.

„Landsknechtszeit und Reformation sind in der bisherigen Forschung als Männergeschichte behandelt worden ... Erst in den letzten Jahren gibt es Anzeichen für eine Veränderung“ (S. 11). Mit dieser zutreffenden Beobachtung beginnt der vor allem durch seine gründlichen Forschungen zum Landsknechtswesen ausgewiesene Münchner Historiker seine Studie über eine bisher wenig beachtete Frauengestalt. Tatsächlich haben die vom Verfasser angesprochenen Ausnahmen in letzter Zeit unsere Kenntnisse zu diesem Thema beachtlich erweitert. Nicht nur von Forscherinnen und nicht nur aus Gründen der Geschlechtergerechtigkeit wurde der Anteil von Frauen an der reformatorischen Bewegung und die spezifische Art ihrer Beiträge immer genauer und brei-

ter untersucht, so dass sich bereits eine gewisse Typologie erkennen lässt. So steht z.B. die Oberdeutsche Wibrandis Rosenblatt für den Topos der „tüchtigen Hausfrau“. In vier Ehen war sie mit bedeutenden Gelehrten und Theologen verheiratet: In Basel von 1524 bis 1526 mit dem Humanisten Ludwig Keller und von 1528 bis 1531 mit Johannes Ökolampad, in Straßburg von 1532 bis 1541 mit Wolfgang Capito und von 1542 bis 1551 mit Martin Bucer, dem sie auch ins englische Exil folgte. Alle vier Ehemänner, denen sie nicht nur Gefährtin und Mutter gemeinsamer Kinder war, sondern Gehilfin in weltlichen und diakonischen Bereichen, hinterließen sie als Witwe. Anders Katharina Zell: Sie griff, ebenfalls in Straßburg, durch selbst verfasste Schriften in den Fortgang der Reformation ein und trägt daher zu Recht den Ehrentitel „Reformatorin“. In Süddeutschland gilt als bekannteste Adelige, die ihre reformatorische Haltung vor allem durch Streitschriften mit der Universität Ingolstadt dokumentierte, Argula von Grumbach. Ihr Engagement brachte ihr zwar hohe Anerkennung, z.B. durch Osiander und Luther, aber auch lebenslange Nachteile und Beschwerden. Noch als Siebzigjährige wurde sie wegen ihres Glaubens in Straubing inhaftiert. Reinhard Baumann stellt nun mit Anna von Lodron einen weiteren Typus eines Frauenlebens in der Reformationszeit vor: Die der Reformation zugeneigte Adelige mit eigenverantwortlichen Aufgabenfeldern und Handlungsspielräumen, die sie zu nutzen wusste.

In erster Ehe war Anna von Lodron (um 1495–1556) mit dem aus Tiroler Adelsgeschlecht stammenden Feldhauptmann Georg von Frundsberg (1473–1528) verheiratet, der wegen seines modernen Führungsstils dankbar und bewundernd „Vater der Landsknechte“ genannt wurde. Die Braut stammte aus dem heutigen Trentino, dem italienischsprachigen Teil Tirols, damals als Welschtirol bezeichnet. Ihre zu den Tälern der Judikarien gehörende Heimat liegt nordwestlich des Gardasees. Die Familien Lodron und

Frundsberg kannten einander seit den Venedigerkriegen. Georg wird während seiner häufigen Kriegszüge nach Italien auf der Durchreise die junge Adelige kennengelernt haben. Nach dem Tod seiner ersten Frau ging Frundsberg, zwischen zwei Feldzügen, mit Anna 1519 eine neue Ehe ein. Als sie auf der schwäbischen Mindelburg eingetroffen war, musste sie von Anfang an wegen der häufigen Abwesenheiten ihres Mannes Herrschaftsaufgaben in den weitläufigen frundsbergischen Gebieten erfüllen, zu denen neben der Herrschaft Mindelheim auch St. Petersberg und Straßberg-Sterzing, beide in Tirol, gehörten. Frundsberg, der Luther auf dem Wormser Reichstag 1521 begegnet war und der als besonders guter Kenner des gesamteuropäischen politischen Kräftespiels galt, agierte im Bezug auf die reformatorische Bewegung in seiner Herrschaft zwar vorsichtig, aber mit erkennbarer Sympathie. Selbst Täufer mussten lediglich mit Ausweisung aus dem Gebiet rechnen. Dieser Haltung schloss sich seine Frau an, was besonders dann deutlich wird, wenn sie Klagen der tirolischen Regenten über dortige reformatorische Aktivitäten dilatorisch behandelt. Als Frundsberg 1527 als Folge einer Revolte seiner Landsknechte wegen nicht ausbezahltem Sold schwere gesundheitliche Schäden davontrug, die auch von renommierten Ärzten in Ferrara nicht geheilt werden konnten, und er 1528 zum Sterben nach Hause gebracht wurde, war Anna von Lodron, mittlerweile Mutter dreier Kinder, längst in die Rolle einer gleichzeitig tatkräftigen, umsichtigen, klugen und fürsorglichen Landesmutter hineingewachsen. Während sie 1530 unbehelligt das Augsburger Bekenntnis für sich übernahm, kehrte ihr Stiefsohn Caspar, der das Regiment übernommen hatte, zum alten Glauben zurück und ging nun entschieden gegen Lutheraner und Täufer vor. Als Anna von der Ermordung des Sozialutopisten Michael Gaismair, auch er Feldhauptmann in Tirol wie ihr verstorbener Gatte, erfahren hatte und als sich durch Caspars Herrschaftsintensivierung

das Verhältnis zur Stadt Mindelheim eintrübte, entschloss sie sich 1533 zu einer zweiten Ehe.

Sie vermählte sich mit Erasmus Schenk zu Limpurg und zog zu ihm auf den Stammsitz nahe Schwäbisch Hall, später auf das Schloss Obersontheim. Auch aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor. Zusammen mit ihrem Gatten setzte sie ihr Reformationswerk in schwieriger Zeit fort. Die zersplitterte und geschichtlich mit Hall eng verzahnte Herrschaft – dazu gehörten mit der Herrschaft Speckfeld auch die heute bayerisch-fränkischen Orte Markt Einersheim (mit Possenheim), Hellmitzheim, Sommerhausen und Winterhausen, Lindelbach und Westheim (bei Kitzingen) – orientierte sich in Glaubensfragen an der angrenzenden Reichsstadt. Auch zur nahe gelegenen Grafschaft Wertheim bestanden familiäre Bindungen, war doch Barbara, seit 1528 die zweite Frau Georgs II. von Wertheim, eines entschiedenen Förderers der Reformation, die Tochter des Christoph Schenk zu Limpurg (aus der Linie Limpurg-Gaildorf). Schritt für Schritt dehnten Erasmus und Anna den Einflussbereich reformatorischer Lehre aus, indem sie bei Stellenbesetzungen entsprechende Kandidaten berücksichtigten. Erasmus, der in Crailsheim auch in Diensten des Ansbacher Markgrafen stand, bewies im Umgang mit allen Beteiligten großes Geschick. Beispielhaft dafür ist der Umgang mit dem Benediktinerkloster und nun adeligen Kollegiatstift Comburg, in dem sich die Grablage der Schenken von Limpurg und damit die letzte Ruhestätte auch von Anna und Erasmus befindet. Mit Kompromissbereitschaft und Verständigungswillen auf beiden Seiten konnte oft mehr erreicht werden als durch Unnachgiebigkeit. Es war darauf Rücksicht zu nehmen, dass nach wie vor die kirchlichen Institutionen, Domkapitel und Bischofsstühle eine Art Versorgungsanstalt für Adelsgeschlechter waren. In der schwierigen Zeit des Interims, als die Stadt Hall auch durch Einquartierung kaiserlicher Soldaten besonders belastet war, musste auch

der profilierte und die Maßnahmen des Interims strikt ablehnende Prediger Johannes Brenz mit seiner Familie um seine Sicherheit fürchten. Zwei Mal konnte er sich dank der Fürsorge des Schenken und seiner Gattin auf deren Besitztümern verstecken, bis er schließlich nach eineinhalbjährigem Untertauchen seinen Abschied aus Hall nahm, 1550 in Urach in den Dienst Christophs von Württemberg trat und die Reformation dieses Herzogtums ausgestaltete und zum Abschluss brachte.

Nachdem Annas Mann 1553 verstorben war, nicht ohne sie in einem großzügigen Testament standesgemäß zu versorgt zu haben, lebte sie bis zu ihrem Tod drei Jahre später weiterhin im Schloss Obersontheim, wohin sie schon in den vierziger Jahren nach dem Verkauf der Limpurg an Schwäbisch Hall gezogen war.

Das Lebenswerk der Anna von Lodron und das ihrer beiden Ehemänner zeigt exemplarisch, welche Schwierigkeiten bei der Umgestaltung des Kirchenwesens eines Territoriums zu bewältigen waren. Gerade im Bereich des Besetzungsrechts der Pfarrstellen gab es große Hindernisse, weil die Schenken von Limpurg selbst nur bei wenigen Pfarrstellen die Kollaturen hatten. Diese wurden vom Hochstift Würzburg oder dessen Domkapitel, vom Reichsstift Ellwangen, vom adeligen Kollegiatstift Comburg, von der Reichsstadt Hall oder von den Herren von Hohenlohe ausgeübt. So konnte erst nach einem Tauschgeschäft mit teilweiser Rekatholisierung nach dem Interim die neue Residenz Obersontheim zu einer evangelischen Pfarrei mit Kollatur der Herrschaft gemacht werden. Die Religionspolitik von Anna und Erasmus wurde in der evangelischen Kirchengeschichtsschreibung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts äußerst kritisch betrachtet. Der Geist des Evangeliums sei nicht tief in Seele und Leben des Volkes eingedrungen. Man sah in Anna sogar eine gegen die Reformation eingestellte Katholikin, die wegen ihrer engen Verbindungen zum Haus Habsburg ihren Mann von refor-

matorischen Maßnahmen abhalten wollte. Jedenfalls sei Erasmus noch 1541 entschieden katholisch gewesen. Aber: „Das Gegenteil trifft zu“ (S. 94). Auf Grund seiner Quellenstudien in nord- und südtiroler sowie in bayerischen und württembergischen Archiven und erst durch die Zusammenschau der politischen Leistungen Annas in Mindelheim und Limpurg gelingt dem Autor der Nachweis, dass die bisherige Sicht gründlich zu revidieren ist. Zwar hatte Anna 1548 ihren zwölfjährigen Sohn Friedrich fünf Jahre lang am Hof von König Ferdinand in Prag erziehen lassen, doch blieb der katholische Einfluss am Prager Hof ohne Auswirkungen, wie die später konsequente Fortführung der Reformation durch Friedrich zeigt. Die Herrin von Limpurg hat nicht nur das ihr politisch Mögliche zum Nutzen der Reformation in ihren Territorien getan, sondern sie hat auch über die allgemeine Frömmigkeitspraxis hinaus sich durch individuelle Lektüre, etwa des Buches Jesus Sirach, in religiöse Fragen vertieft. Sie unterstützte die Bildungsanstrengungen von Johannes Brenz durch Einrichtung einer Schule in Obersontheim und sorgte wirtschaftlich durch schriftliche Vereinbarungen und Testamente für ihre sechs Kinder. In Anna von Lodron ergänzen sich Charakterfestigkeit, Glaubensstärke, Fürsorge für die Familie und die Menschen ihrer Herrschaftsgebiete, politische Tatkraft und Klugheit zu einer beeindruckend abgerundeten und authentischen Persönlichkeit.

Das sorgfältig mit zahlreichen Abbildungen, Karten, Zeittafeln, genealogischen Tabellen, Archivalien- und Literaturverzeichnis ausgestattete Buch ist der dargestellten Person angemessen und rückt sie in das ihr gebührende Licht. So ist Reinhard Baumanns Monographie über Anna von Lodron ein Beleg dafür, dass selbst aus dem stark beachteten Feld der Reformationsgeschichte noch Schätze gehoben werden können.

[2037]

*Gerhard Simon*



### 3.4. 1648 bis 1806 (Nr. 2038–2039)

Zedler / Zedler (Hg.): Prinzenrollen 1715/16: Wittelsbacher in Rom und Regensburg (Bender) (Nr. 2038) – Löffler / Rottler (Hg.): Netzwerke gelehrter Mönche. St. Emmeram im Zeitalter der Aufklärung (Unterburger) (Nr. 2039)

ZEDLER, ANDREA / ZEDLER, JÖRG (Hg.): Prinzenrollen 1715/16: Wittelsbacher in Rom und Regensburg. – München: Utz, 2016. – 392 S., brosch., 35 Abb. – ISBN 978-3-8316-4567-1.

Am 26. März 1716 wurde der Wittelsbacher Prinz Herzog Clemens August von Bayern (1700–1761) in Regensburg vom Domkapitel zum neuen Bischof gewählt. Anlässlich der 300. Wiederkehr dieses Ereignisses fand in Regensburg im Jahr 2016 eine Ausstellung in der Bischöflichen Zentralbibliothek Regensburg und der Fürst Thurn und Taxis Hofbibliothek statt. Die Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes haben jedoch kein die Ausstellung begleitendes Buch vorgelegt, sondern haben sich zum Ziel gesetzt, die Wahl Clemens Augusts, deren „Voraussetzungen und die politischen Umstände in einen größeren Kontext einzubetten“ (S. 7). Für ihr Unterfangen konnten sie neben eigenen Beiträgen noch neun weitere Autoren gewinnen, die sich dem Thema mit einer großen Bandbreite genähert haben. Zudem wurde ein Augenmerk auf die 1715/16 erfolgte Italienreise des älteren Bruders von Clemens August gelegt, da die Reise Karl Albrechts, des späteren Kaiser Karls VII., in dichtem Zusammenhang mit der Erhebung seines Bruders zum Bischof von Regensburg stand.

Zur Einleitung der als vertiefende Lektüre gedachten Studie haben Zedler und Zedler selbst das Thema „Prinzenrollen: Wittelsbachische Hoffnungsträger in Rom und Regensburg“ (S. 9–32) aufgegriffen und neben der politischen Einordnung sich auf die Reisen der Wittelsbacher Prinzen Karl Albrecht, Philipp Moritz und Clemens August konzentriert. Von diesen ist die des

Kurprinzen Karl Albrecht als die prominente anzusehen, weshalb diese immer wieder im Zentrum auch der folgenden Beiträge steht. Die Autoren arbeiten anschaulich den politischen Kontext dieser Prinzenreise heraus und unterstreichen somit die politischen Ambitionen Bayerns nach der Rehabilitation Kurfürst Max II. Emanuels, dem Vater dieser Prinzen. Zedler und Zedler erweisen sich als Kenner der Politik, aber auch des frühneuzeitlichen Hofzeremoniells und der Kultur, so dass sie die unterschiedlichen Aktionen geschickt entschlüsseln. Deutlich wird, dass die Prinzen die ihnen zugedachte Aufgabe – oder Rolle – nicht immer als ihre Pflicht gerne erfüllten, sich den dynastischen Interessen jedoch unterordnen mussten. Somit liefern die Herausgeber eine fundierte Grundlage für die Lektüre der weiteren Beiträge.

*Christian M. König* beschäftigt sich im Anschluss mit „Imaginären Geographien: Das Italienbild auf europäischen Landkarten um 1700“ (S. 33–62). Von der Frage, welches Kartenmaterial Karl Albrecht möglicherweise für die Orientierung in Italien vorgelegen haben mag, entwickelt König die sich über die Zeit verändernde Wahrnehmung des geographischen Raumes Italien und kommt sehr überzeugend zu dem Ergebnis, dass die Karten Italiens wie auch insgesamt sich die Perspektive auf das Land über die Zeit veränderten. Dies war jeweils abhängig davon, welche Aspekte für Reisende in ihrer Zeit von Bedeutung waren, weshalb historische Karten auch stets als Quelle ihrer Zeit gelesen werden müssen. Nach dieser geographischen Annäherung an Italien fragt *Andrea Zedler* nach „Reiselust und Reiselust: Kurprinz Karl Albrechts Aufenthalt in Venetien“ (S. 63–92). Sie arbeitet

sehr anschaulich das enge Nebeneinander der beiden dichotomen Reiseinhalte heraus. Überzeugend sind die Erkenntnisse zum Reisealltag aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts, der auch für den Hochadel nicht immer erfreulich war, da auch er den strengen Quarantänebestimmungen Venedigs unterlag. Diese einmal überwunden, überwog die Reiselust im venezianischen Karneval, so dass selbst in der Rückschau der Reisenden die positive Bewertung überwog.

Eine folgerichtige Konsequenz wird im Beitrag von *Wolfgang Horn* aufgegriffen, der sich mit den Reisen des sächsischen Kurprinzen Friedrich August in den Jahren 1715–1717 beschäftigt und somit eine Vergleichsmöglichkeit zu der Reise Karl Albrechts liefert: „Der sächsische Thronfolger auf Reisen: Notizen aus Dresdener Akten 1715–1717“ (S. 93–116). Auch wenn Horn weitestgehend auf einen Anmerkungsapparat verzichtet, wird insbesondere der Vergleich des sächsischen Karnevalserlebnisses von Friedrich August mit dem des bayerischen Karl Albrecht sehr anschaulich herausgearbeitet. Einen für die Kontextualisierung der Thematik wichtigen Aspekt greift *Tobias Appl* auf, der sich mit der bayerischen Reichskirchenpolitik in der gesamten Frühen Neuzeit (S. 117–147) beschäftigt. Insbesondere die Häufung von Bistümpfständen unter der Herrschaft eines Wittelsbachers, die eigentlich nicht sein durfte, wurde durch geschickte Politik jedoch realiter umgesetzt. Appl zeigt deutlich auf, dass die Wittelsbacher bereit waren, zur Stärkung des Katholizismus die dynastische Kontinuität zu riskieren, um zusätzlich zu ihrer weltlichen Politik Reichskirchenpolitik zu betreiben.

Wie wichtig auch für diesen Zweck gerade zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine ständige Vertretung Bayerns in Rom war, arbeitet *Bettina Scherbaum* in ihrem Beitrag „Funktion und Bedeutung der bayerischen Gesandtschaft in Rom zu Beginn des 18. Jahrhunderts“ (S. 149–184) heraus. Die auf Lebenszeit ernannten Diplomaten waren

zentrale Multiplikatoren für die Wittelsbacher in Rom, die sich als bayerische Römer verstanden und beispielsweise dynastische Feste begingen, auch wenn kein Wittelsbacher vor Ort war. Insbesondere Alessandro Clemente Scarlatti war durch seine Einbindung in das komplexe System der römischen Verhältnisse am Gelingen der Romaufenthalte der Wittelsbacher Prinzen mit verantwortlich (S. 182).

Mit dem Artikel von *Karl Hausberger* wird ein mehr religiöser Komplex erschlossen: „Mit fünfzehn Jahren Fürstbischof von Regensburg: personelle Aspekte der Jugendpfründe des Prinzen Clemens August“ (S. 185–221). Dabei zeigt der Autor plausibel sowohl die Problematik der internen Konflikte innerhalb des Domkapitels als auch den eigentlichen Unwillen Clemens Augusts, sich letztlich auf ein kirchliches Amt komplett einzulassen, auch wenn es am Ende dann doch geschieht.

*Katelijne Schlitz* ergänzt den religiösen Komplex aus der Sicht der Musikwissenschaft, indem sie sich mit einer konkreten Komposition beschäftigt. „Gregorio Allegri *Miserere* in Reiseberichten des 18. und 19. Jahrhunderts“ (S. 223–256) fragt nach dem Besonderen dieses Werkes, das basierend auf Psalm 51 in der Karwoche als besondere Mette aufgeführt wurde und das durch die jeweilige „Verzierungen“ (S. 228) der Sänger eine charakteristische Note erhielt. Für die Analyse der unterschiedlichen Aufführungsvarianten und ihre Wahrnehmung in dem von Schlitz betrachteten Zeitraum war besonders die in Regensburg erhaltene Überlieferung von Bedeutung. Die Aufführung fand ihren Niederschlag in den unterschiedlichsten Reiseberichten, was dazu führte, dass sich in der Rezeption des *Miserere* kein „stromlinienförmiges Bild“ (S. 245) ausmachen lässt, was aber auch für die Langlebigkeit der Komposition von Gewicht war. Abgerundet wird der Beitrag durch die Übersetzung des lateinischen Textes mit der jeweiligen Besetzung sowie den Noten der unterschiedlichen Varianten Allegris.

*Michael M. Plichta* wendet sich hingegen mit einem recht kurzen, aber nicht minder spannenden Beitrag einem eher weltlichen Thema zu, indem er den „Venusglobus von Francesco Bianchini“ (S. 257–267) präsentiert. Der Astronom Bianchini, der Karl Albrecht durch Rom führte und mit dem der Kurprinz, aber auch Clemens August, auch den Mond beobachtete, hatte 1728 eine Karte der Venus angefertigt. Diese dienen heute als Vorlage zur Herstellung von Planetengloben aus Papier in Handarbeit in der entsprechenden Mannheimer Manufaktur. Somit liefert dieser Artikel einen kuriosen Aspekt der Wissenschaftsgeschichte, die auf die Sehgewohnheiten vergangener Zeiten Rückschlüsse zulassen.

Aus dem Weltraum wendet sich *Bernhard Lübbers* der irdischen Geographie zu, indem er „Beobachtungen zum Bild Regensburgs im Spiegel von Reiseberichten des 18. Jahrhunderts“ (S. 269–287) anstellt. Dabei greift er auf die Vorarbeiten Eberhard Dünningers zurück und entwickelt schlüssig, dass die negative Bewertung von Regensburg auf das mangelhafte Ansehen des Immerwährenden Reichstages sowie des Reichssystems als Ganzen im 18. Jahrhundert zurückzuführen ist. Nach dem Ende des Alten Reiches entwickelte sich ein anderer Trend, der schließlich dazu führte, dass Regensburg heute „den Titel einer UNESCO-Welterbestätte trägt“ (S. 287).

Abgeschlossen wird der Sammelband durch den Aufsatz von *Peter Styra* mit dem zackigen Titel „Das 18. Jahrhundert macht mobil“ (S. 289–313). Er präsentiert anschaulich die unterschiedlichen, praktischen Aspekte des Reisealltags im 18. Jahrhundert wie etwa Passierschein, die Strapazen in der Postkutsche, aber auch die Entwicklung, die das Reisen in der Postkutsche vom 18. ins 19. Jahrhundert nahm. Mit dem Ausblick auf die Eisenbahnzeit, die die Postkutsche ablöste, führt er abschließend den Leser schon in eine Zeit der Mobilität, die er selbst wohl noch nachvollziehen kann.

Ein Verzeichnis der Autorinnen und Autoren, der verwendeten Abkürzungen und Siglen sowie der Bildnachweis und der Anmerkungsapparat schließen den Band ab. Dieser ist insgesamt reich illustriert. Durch die breit gestreuten Beiträge von Kennern ihrer Materie mit Querverweisen auf die anderen Aufsätze des Bandes ist somit das anfangs geplante Unterfangen von Zedler und Zedler gelungen, die Wahl von Clemens August zum Bischof von Regensburg in einen größeren Kontext zu verorten. Dies geschieht auf fundierte Weise, die sowohl dem Fachpublikum als auch den interessierten Laien zur weiteren Lektüre vorbehaltlos nahe gelegt werden kann. Insofern liefert „Prinzenrollen 1715/16“ einerseits für die bayerische Geschichte, insbesondere des Bistums Regensburg, einen wichtigen Beitrag. Andererseits zeigt sich erneut, welche vielseitigen Aspekte der frühneuzeitlichen Kultur und Politik eigen waren, die für das Verständnis von Prozessen dieser Zeit unerlässlich sind.

[2038]

*Eva Bender*

LÖFFLER, BERNHARD / RÖTLER, MARIA (Hg.): *Netzwerke gelehrter Mönche. St. Emmeram im Zeitalter der Aufklärung*. München: C.H. Beck, 2015 (= *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte*, Beihefte 44). – VIII+ 399 S., geb. – ISBN 978-3-406-10727-6.

Der Sammelband dokumentiert eine 2012 abgehaltene Tagung anlässlich des 200-jährigen Auszugs der St. Emmeramer-Benediktinerkonventualen, kurz nachdem Regensburg an Bayern übergegangen war. Konzeptionell und organisatorisch ist Maria Rottler die treibende Kraft gewesen, die in ihrer Einleitung als Fragestellung die Einbindung der Abtei in gelehrte monastische Netzwerke herausarbeitet, also „Forschungsvorhaben, Gelehrtenkorrespondenzen und Bibliotheksreisen, wissensorientierte Bemühungen, Universitäten und Akademie-

bestrebungen, in die das Reichsstift im 18. Jahrhundert eingebunden war“ (S. 7).

In einem Einführungsbeitrag gibt *Alois Schmid* einen Überblick über die „Aufklärung in den Klöstern Oberdeutschlands“: Die Landesgeschichte habe seit Jahrzehnten gegen eine borussische Geschichtsschreibung eine eigenständige „katholische“ Form der Aufklärung in den Prälatenorden herausgearbeitet. Die Gegenüberstellung zählt emphatisch deren Leistungen auf, ist aber beinahe klischeehaft: Die sonstige „radikale Aufklärung“ habe „die ratio zum Maßstab aller Dinge erhoben“, solche Gedanken habe es in den oberdeutschen Klöstern „aber nirgends“ gegeben (S. 32).

Eine Überblicksdarstellung zur katholischen Aufklärung in süddeutschen Benediktinerklöstern stammt von *Ulrich Lechner*. Spezifische Voraussetzungen ließen die Benediktiner zu einem wichtigen Träger einer katholischen Form der Aufklärung werden; durch die Flucht des St. Emmeraner Konventualen Franz Ignaz (Gregor) Rothfischer (1720–1755) aus dem Kloster und dessen Konversion zum Protestantismus seien viele Freunde der Aufklärung in das Lager von deren Gegnern übergegangen. Noch verheerender hat in dieser Hinsicht später die Revolution in Frankreich gewirkt. Dennoch haben freiheitlich-emanzipatorische Ansätze, wissenschaftliche Vernetzung und ökumenische Projekte in den Benediktinerklöstern Süddeutschlands während der Aufklärungszeit einen wichtigen Rückhalt gehabt.

*Stefan Benz* analysiert die Geschichtsschreibung in Regensburger Klöstern nach dem Dreißigjährigen Krieg, konkurrierten doch hier zahlreiche Gründungsgeschichten bzw. Ansprüche (gerade wegen der Vielzahl der Regensburger Reichsstände) vor der durch den Reichstag gesteigerten Öffentlichkeit. Vor 1618 habe St. Emmeram nur einen sehr geringen Anteil an den gelehrten historischen Bestrebungen gehabt, anders als etwa die Bettelorden. Erst die interessierte Öffentlichkeit des Reichstags ab

1663 habe die historische Beschäftigung in die Regensburger Klöster getragen. Dagegen wandten sich Klarissen und Dominikanerinnen in ihren Werken an die eigenen Ordensangehörigen; die Damenstifte Nieder- und Obermünster konkurrierten in ihren Geschichtswerken um das höhere Alter.

Dem Besuch der gelehrten Melker Benediktiner Bernhard und Hieronymus Pez 1717 in St. Emmeram widmet *Thomas Stockinger* seinen die Arbeitsweise der Brüder analysierenden Beitrag. In Regensburg konnten sie eine reiche Exzerptsammlung aus den dortigen umfangreichen Handschriftenbeständen unter Mithilfe einheimischer Konventualen exzerpieren nach maurinischem Vorbild (1683 reiste Mabillon durch Bayern). Auf der Suche waren die Brüder nach Hinweisen für eine Gesamtgeschichte der benediktinischen Literatur (Bernhard Pez) bzw. zur Geschichte Österreichs (Hieronymus). Zum Nachweis der Gelehrsamkeit der Benediktiner wurden in Regensburg besonders mathematische, astronomische und komputistische Werke ausgewertet, dazu historische Quellen.

Den Briefwechsel zwischen Melk und St. Emmeram, untersucht *Irene Rabl*. Der Melker Rundbrief von 1709 zur Erfassung benediktinischer Schriftsteller wurde in Regensburg erst ab 1715 bearbeitet. 1751 besuchte der Kölner Benediktiner Oliver Legipoint als Sekretär der Olmützer Gelehrtenakademie St. Emmeram; im selben Jahr begann sein Briefwechsel mit Frobenius Forster, dem damaligen Klosterbibliothekar, der an einer Alkuin-Edition arbeitete, v.a. um den Plan der Gründung einer Benediktinerakademie.

Die Akademie in Olmütz, die unter der Leitung von Joseph Freiherr von Petrasch 1746–1751 erstmals kurzzeitig das Misstrauen des Wiener Hofes gegenüber Akademien überwinden konnte, thematisiert *Antonín Kostlán*. Elf der 51 Mitglieder waren Benediktiner, etwa Angelo Maria Querini, der Regensburger Fürstabt Johann Baptist Kraus und der Theologe (und spätere

Klosterapostat) Rothfischer. Man unterhielt ein Publikationsorgan und bemühte sich in Břevnov eine Adelsakademie einzurichten (und so indirekt einen Grundstein zu legen für die nationale Wiedergeburt der Tschechen).

St. Emmeram innerhalb des Korrespondentennetzwerks und der Publikationsstrategie des gelehrten Mainzer Publizisten, Generalvikars und Wormser Weihbischofs Stephan Alexander Würdtwein (1722–1796) behandelt *Franz Stephan Pelgen*. 1762 wurde Forster zum Abt gewählt und ein Jahr später setzte dessen Briefwechsel zu Würdtwein ein. Auch der gelehrte Prior Johann Baptist Enhueber korrespondierte kontinuierlich seit 1778 mit Würdtwein, nachdem er den Plan gefasst hatte, die Werke des Rhabanus Maurus zu edieren.

*Stephan Haering* schließlich analysiert die Beziehungen der Reichsabtei zu den Universitäten Ingolstadt und Salzburg. In Ingolstadt studierten immer wieder einzelne Mönche, zwischen 1600 und 1800 rund 30, wobei die Kontakte erst nach der Aufhebung der Jesuiten und der Berufung Coelestin Steiglehners (bzw. als dessen Nachfolger Placidus Heinrichs) und Wolfgang Fröhlichs zu Professoren für Mathematik/Physik bzw. Theologie wirklich intensiv wurde. Obwohl Salzburg in den Gründungsjahren ab 1622 von Abt Coelestin Vogl unterstützt wurde, schickte erst Abt Kraus dann Studenten dorthin; später nahmen die Kontakte wieder ab und das Kommunistudium der bayerischen Klöster dort wurde 1769 aufgehoben.

Weitere Beiträge widmen sich der gelehrten Sammeltätigkeit des Klosters im 18. Jahrhundert. *Georg Schrott* analysiert ausführlich das Naturalienkabinett, das unter der Amtszeit von Abt Frobenius Forster entstand und von Steiglehner dann weiter gefördert wurde; Placidus Heinrich hat in den 1780er Jahren das Naturalienkabinett von den Scientifica und Artificialia getrennt und auch verzeichnet; auch wenn es im Vergleich zu den übrigen Sammlungen weniger bedeutsam war, übertraf es doch dasjenige

der meisten benachbarten Klöster und diente v.a. der Darstellung nach außen; viel ausgebildeter war das physikalische Kabinett, daneben unterhielten einige Mönche Privatsammlungen.

Die Besuche des Niedernburger (Passau) Spiritual Laurenz Doberschütz, Konventual in Kremsmünster, in niederbayerischen Klöstern in den 1770er Jahren wertet *Armand Kraml* in Bezug auf deren Museen und Naturaliensammlungen – angelegt vor allem als Kuriositätensammlungen – aus. Der Katalog der Abtsbibliothek zur Zeit Abt Forsters im bischöflichen Zentralarchiv wird von der Herausgeberin untersucht; sein Nachfolger Steiglehner führte alles daraus, was in der Klosterbibliothek selbst noch fehlte, dieser zu. Als Frobenius Forster 1791 starb, hielt ihm der gelehrte und einflussreiche Abt des benachbarten Prüfening, Rupert Kornmann, die Leichenrede; er deutet dessen Leben, das ganz in maurinischer Tradition der Wahrheit und dem gesellschaftlichen Nutzen dienen wollte, als Nachweis, dass wahre Wissenschaft die Gottesfurcht fördere und nicht zerstöre.

Zugleich, so *Manfred Knedlik* zusammenfassend, bilde wahre Aufklärung nicht nur den Verstand, sondern auch das Herz des Menschen. Die Beiträge des Sammelbandes bestätigen so nicht nur die längst etablierte These einer eigenständigen Form aufgeklärter Gelehrsamkeit in süddeutschen Benediktinerklöstern, gerade auch St. Emmerams, sondern bereichern die Forschung durch die Fragerichtung nach gelehrten Netzwerken und gelehrter Kommunikation und nach Sammlungen und Medien aufgeklärter Gelehrsamkeit. [2039]

*Klaus Unterburger*

### 3.5. 19. Jahrhundert (Nr. 2040–2042)

Weiss: Die Macht der Seherin von Altötting. Geisterglaube im Katholizismus des 19. Jahrhunderts (Unterburger) (Nr. 2040) – Blaufuss / Corzine (Hg.): Wilhelm Löhe und Bildung. – Wilhelm Loehe and Christian Formation. Loehel Theological Conference IV Neuendettelsau 23. bis 27. Juli 2014 of the International Loehel Society (Hövelmann) (Nr. 2041) – Schoenauer (Hg.): [Reihe] löhe-porträts, Hefte 1–8 (Jan Huber) (Nr. 2042)

WEISS, OTTO: Die Macht der Seherin von Altötting. Geisterglaube im Katholizismus des 19. Jahrhunderts. – Kevelaer: Topos plus, 2015 (= Topos Taschenbücher 1054). – 288 S., kart. – ISBN 978-3-8367-5051-6.

Bei dem anzuzeigenden Taschenbuch handelt es sich ursprünglich um ein zentrales, überaus bemerkenswertes Kapitel der 1983 veröffentlichten historischen Dissertationsschrift des Verfassers, „Die Redemptoristen in Bayern (1790–1909)“, das dann 2011 unter dem Titel „Weisungen aus dem Jenseits?“ separat aufgelegt worden ist und nunmehr, etwas überarbeitet und ergänzt, in einer preisgünstigen Taschenbuchausgabe ohne Anmerkungsapparat erneut erscheint. Die Entwicklung des Redemptoristenordens in Bayern im 19. Jahrhundert, damals Exponent einer römisch-ultramontanen, konservativen Frömmigkeit, ist nämlich engstens verbunden mit den Visionen einer stigmatisierten „Mystikerin“, der Altöttinger Apothekerstochter Louise Beck (1822–1879), deren Seelenleitung sich führende Vertreter der bayerischen rechtskatholischen Kirchenhierarchie bedingungslos unterworfen haben. Was so geschildert wird, ist nicht nur ein spannendes Skandalkapitel der neueren Kirchengeschichte; es werden paradigmatisch auch strukturelle Affinitäten deutlich, die keinesfalls mit dem Tod der Seherin verschwunden sind, sondern auch im 20. Jahrhundert sich immer wieder in parallelen Phänomenen manifestiert haben und noch immer lebendig sind. Schon deshalb ist es zu begrüßen, dass Otto Weiß die Vorgänge noch einmal in einer populä-

ren Ausgabe zugänglich gemacht hat. Louise war seit einer Totgeburt physisch und psychisch kränklich; visionäre Erscheinungen stellten sich ein. Ihre Karriere begann, als ihr die Ehefrau des als Witwer zu den Redemptoristen nach Altötting eingetretenen Franz Bruchmann erschien und diesem Weisungen gab; ähnliches wiederholte sich bei dem Pater Rudolf von Smetana. In ekstatischen Visionen, für die Louise das Medium war, gab Frau Bruchmann aus dem Jenseits nunmehr Anweisungen, führte die Gewissen derer, die sich der höheren Leitung unterwarfen und suchte den Orden zu regieren. Spaltungen im Konvent und die Opposition des Passauer Bischofs Heinrich Hofstätter konnten besiegt werden; der „Mystikexperte“ Carl Erhard Schmöger (1819–1883) erfuhr von den wunderbaren Vorgängen und trat in den Orden ein, um der himmlischen Orakelquelle nahe zu sein; seit 1858 war er Louises Seelenführer; Kloster Gars am Inn wurde für die Redemptoristen erworben, wohin Louise 1862 übersiedelte. Als Provinzial leitete Schmöger seit 1868 beinahe tyrannisch den Orden.

Bald gerieten führende Männer des bayerischen Katholizismus unter die „Höhere Leitung“: Hier ist vor allem der hochgelehrte, strengkirchlich-kämpferische Friedrich Windischmann (1811–1861) zu nennen. Der gefeierte Orientalist, der sich nach seiner theologischen Dissertation in München 1836 zum Priester weihen ließ, zehn Jahr später Erzbischof Reisachs Generalvikar wurde, scheint wegen homosexueller Kontakte erpresst worden zu sein. Ergebnis war eine ihn aufreibende, ruinöse Schuldenlast und immer neue Erpressungen, die ihn nach Gars

trieben, wo Louise Beck die Lebensbeichte und völlige Unterwerfung verlangte, damit er von seinen Bedrängern befreit werde. Jedes Zeichen von Zweifel an ihrer Sendung oder von Eigenwillen wurde als Auflehnung interpretiert, so dass neue Schuldenprobleme die logische Folge seien. Letztlich ist Windischmann so zwar in seinen Geldnöten vom Orden etwas unterstützt worden, wurde aber zugleich von diesem und der Seherin völlig abhängig; der letzte Aufenthalt in Gars 1861 bedeutete für den Priester eine demütigende Entwürdigung. Über Windischmann ist Reisach aber auch selbst ein „Kind der Mutter“ geworden; die von ihm verantwortete radikale Oppositionshaltung gegen die staatliche Kirchenpolitik, die zur ersten Freisinger Bischofskonferenz 1850 führte, wurde von Gars aus gesteuert. Noch in seiner römischen Zeit bat er Louise zumindest anfangs immer wieder um kirchenpolitischen Rat. Nach Windischmanns Tod brauchten die Redemptoristen Reisach, da sie die Aufdeckung ihres Agierens durch das Studium von Windischmanns Nachlass fürchteten. Die „Höhere Leitung“ blieb dabei vor allem für die Rechtsaußen im süddeutschen Katholizismus attraktiv, die die „deutsche Theologie“ als von moderner Philosophie und Kritik verdorben hielten und überall Freimaurerei und Liberalismus witterten. Ein Beispiel ist der Tübinger Regens Joseph Mast, der gegen Bischof und Tübinger Fakultät von einem rechtskatholischen Standpunkt aus intrigierte und abgesetzt wurde und sich schließlich unter den Schutz der Mutter einfand. Berühmter noch das Beispiel des Regensburger Bischofs Ignatius Senestrey (1858–1906), dem radikalsten Gegner der bayerischen Kirchenpolitik und Vorkämpfer des päpstlichen Unfehlbarkeit, ebenfalls ein – selbst wenig erleuchteter – Kämpfer gegen die deutsche Universitäts-theologie. Er wurde 1872 mit der höheren Leitung bekannt und unterwarf sich völlig; sein Regierungshandeln wurde von Gars aus gesteuert. In Parallele zu Windischmann wurde auch er erpresst, wegen eigenem Fehl-

verhaltens und dem seiner Familie. Um diesen Druck loszuwerden, ergab er sich völlig den „übernatürlichen“ Weisungen; Gehorsam würde Gott und Maria dazu bewegen, seine Verfolger kaltzustellen. So wurde ihm die Aufgabe zuteil, beim Papst, der ihn schätzte, die Verurteilung seines 1832 verstorbenen Amtsvorgängers, des Theologen Johann Michael Sailer, in Rom zu bewerkstelligen. Sailer galt Schmöger als Freimaurer und Urvater der deutschen heterodoxen Theologie; dazu musste er aus dem Weg geräumt werden, da er vom Redemptoristen Klemens Maria Hofbauer böse denunziert worden war und man von Seiten des Ordens die Heiligsprechung Hofbauers betrieb. Der Prozess gegen Sailer scheiterte schließlich am Gutachten des Jesuiten Johann Baptist Franzelin.

Das spannende Buch mit seiner Mischung aus naiv-kindlicher Sehnsucht nach übernatürlicher Weisung aus dem Jenseits, Schuldgefühlen und Erpressbarkeit, sowie Ausübung von Macht und subtilem Sadismus, erschließt ein Musterstück, das sich bei parallelen und späteren Fällen von Visionärinnen immer wieder auf ähnliche Weise wiederholt hat.

[2040]

*Klaus Unterburger*

**BLAUFUSS, DIETRICH / CORZINE, JACOB** (Hg.): Wilhelm Löhe und Bildung – Wilhelm Loehe and Christian Formation. Loehe Theological Conference IV Neuendettelsau 23. bis 27. Juli 2014 of the International Loehe Society. – Nürnberg: Verein für bayerische Kirchengeschichte / Neuendettelsau: Freimund, 2016 (= AKGB 95, zugleich: Wilhelm Löhe Gesammelte Werke, Ergänzungreihe 5). – XXIII + 295 S., geb. – ISBN 978-3-940683-03-0 bzw. 978-3-940803-14-6.

Allerorten in unserem Land ist von der Förderung qualifizierter Bildung die Rede. Löhe hats gemacht.

Der vorliegende Konferenzband verdankt sich einer von der ‚Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche‘, die ja auf Löhe selbst zurückgeht, organisierten Tagung der International Loehe-Society in Neuendettelsau. Er wird in Zusammenarbeit mit dem Verein für bayerische Kirchengeschichte veröffentlicht. Viel Kooperation. Gelungene Kooperation, weil so von vornherein die Tagungserkenntnisse mehr Menschen zugänglich werden.

Die ersten 7 der insgesamt 15 Beiträge gelten dem liturgisch-theologischen Lernen oder, wie Wolfhart Schlichting zutreffend formuliert (S. 22), der geistlichen Pädagogik. Wenn es richtig ist, dass sich Löhes liturgisches und sein diakonisches Wirken als Dual „Anbetung und Liebe“ zusammensehen lassen, ist dies folgerichtig und eine wichtige Einsicht für kirchliche Bildungsarbeit. Nach Löhe bilden Gottesbeziehung und Mitmenschbeziehung einen Dual.

Den Anfang macht *Wolfhart Schlichtings* „Hinführung zum Abendmahl als Einweisung in gelebte Rechtfertigung. Löhes ‚Fortschritt‘ in ‚sakramentalem Leben“ (S. 1–22). Rudolf Keller widmet sich „Löhes ‚Haus-, Schul- und Kirchenbuch““, gewissermaßen eine Arbeitshilfe für alle Eltern, die ihre Kinder selbst geistlich unterweisen oder in Aussiedlergebieten selbst unterweisen müssen (S. 23–51). *Thomas H. Schattauer* untersucht die Bedeutung liturgischer Bildung bei Löhe unter dem Titel „A Liturgical People: Liturgical Formation for an Apostolic Community in the Work of Wilhelm Loehe“ (S. 53–58). „Such formation is personal in character, it is always a communal matter, never individual or private.“ (S. 55f)

Wie das geistliche Leben gebildet wird, stellt der Australier *Jeffrey Silcock* dar: „Löhe on the Formation of the Spiritual Life“ (S. 59–79) und resümiert, dass Löhes Petita in der Lutherischen Kirche von Australien lebendig in Geltung seien. Zum Abendmahl zurück kehrt *David Saar*. Ihm geht es um „A Parish Pastor’s Persepective on Preparing Parishioners for Holy Communion“ (S. 81–108).

Er betont vor allem, dass und wie Löhes Positionen eine Herausforderung für den Gemeindepfarrer bilden. *Jacob Corzine* nimmt das „Learning in Matters of Confession“ in den Blick (S. 109–124). Der Reiz dieses Beitrags liegt vor allem im letzten Abschnitt, wo der Autor die postmoderne Gewohnheit des Menschen, sich in sozialen Netzwerken zu bekennen, in Beziehung zu dem setzt, was „confession“ bei Löhe umfasst: das Wort der Absolution der Kirche. Schließlich nimmt John T. Pless die Gebetspraxis anhand der „Samenkörner“ als geistliches Erbe lutherischer Spiritualität in den Blick: „Seed Graines. Lohes Manual for Christian Formation in Prayer“ (S. 125–138).

Mit der weiblichen Bildungsarbeit Löhes beschäftigt sich der Aufsatz „Diakonissen-ausbildung bei Wilhelm Löhe. Praktiziertes Bildungsideal oder Anpassung an Erfordernisse?“ aus der Feder von *Matthias Honold* (S. 139–154). Einerseits ging es Löhe um Bildung für die Frau, andererseits hatte Bildung bei ihm immer einen Praxisbezug. *Judith Böttcher* widmet sich dem Thema von einem anderen Ausgangspunkt her: „Deaconess Training in Neuendettelsau. Affirming and transgressing bourgeois notions of femininity“ (S. 155–170). Sie arbeitet dabei auch die Ambivalenz des Diakonissenberufs heraus: einerseits in eine selbstständige Aufgabe in und an der Welt gerüstet, gleichzeitig im Mutterhaus einem zutiefst patriarchalischen System unterworfen. Ein Beitrag zum Thema Mission darf natürlich nicht fehlen. Ihn besorgt *Albert B. Collver*: „Loehe: Mission Societies, The Church in Motion, and Missio Dei“ (S. 171–182). Löhe postulierte im Umfeld aus dem Boden sprießender Missions-Gesellschaften nicht nur Mission als Auftrag der Kirche, er sah in ihr auch eine Hoffnungsperspektive für die Kirche. Diesen Blick ergänzt interessant *Craig L. Nesson*: „Theological Curriculum at the Missions-seminar Neuendettelsau in the 19<sup>th</sup> Century: The Contribution of Christliche Dogmatik and Christliche Ethik by F. Bauer / J. Deinzer / M. Deinzer“ (S. 183–198).



Im ausführlichsten und gehaltvollsten Beitrag dieses Bandes stellt *Thomas Kothmann* Löhes Bildungspraxis und -theorie wie auch seine Wirkung in den großen Zusammenhang der Geschichte der Religionspädagogik: „Erneuerung des kirchlichen Lebens. Konzept und Wirkungsgeschichte des Gesamtkatechumenats im 19. Jahrhundert“ (S. 199–236). Hierzu wäre eine eigene ausführlich würdigende Rezension angemessen. *Manacnuc Mathias Lichtenfeld* reflektiert über „Bildung in der Gemeinde“ (S. 237–248), bevor zwei Beiträge zur schulischen Praxis in Löhes Erbe den Aufsatzteil beschließen: Am Beispiel des Wartburg College berichtet *Kathryn A. Kleinhans* über „Wilhelm Loehé's Legacy in Undergraduate Education in the United States“ (S. 249–255). Hier wird deutlich, wie Löhes Überlegungen in USA kritisch und kreativ weiterentwickelt werden. *Mark Meinhard* illustriert in seinem Aufsatz über „Wilhelm-Löhe-Schule Nürnberg und das Erbe Löhes“, wie diese Einrichtung Löhes Forderung nach dem Zusammenhang von Kirche und Schule nachzukommen versucht (S. 257–264).

Ein ungewöhnlich ertragreicher Band, dem, das ist zu hoffen, kein Herumdümpeln in den Verlagskellern beschieden sein wird. Von der Lektüre haben auch Menschen etwas, die nicht speziell an Löhe interessiert sind. Es ist ein Buch für gebildete Christinnen und Christen. Und es ist ein Buch für die Kirche.

Was ist der Erkenntnisgewinn aus der Lektüre dieser Beiträge? Ist es lediglich die bessere Kenntnis vom Ursprung und Erbe Löhes? Oder kann der Band einen Beitrag für die Gestaltung kirchlicher Bildungsarbeit heute leisten? Wenn man von Löhe etwas lernen kann, ist es dies: Kirchliche Beziehungsarbeit, die Bildungsarbeit ja immer ist, wurzelt in der Gottesbeziehung, ist zumindest ohne sie nicht zu haben. Was in diesem gehaltvollen Band nachgelesen werden kann, ist das eine, wozu er Impulse geben könnte, das andere.

Die Benutzbarkeit dieses Bandes wird in wünschenswerter Weise durch Verzeichnisse (Abkürzungen, Löhe-Quellen, Löhe-Schrifttum) und Register (Bibelstellen, Orte, Sachen, Personen) gefördert. [2041]

*Hartmut Hövelmann*

SCHOENAUER, HERMANN (Hg.): [Reihe] löheporträts, Hefte 1–8. – Lindenberg im Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2015 bzw. 2016. – kart., Abb.

[1:] Heinz Miederer. Diakonie der Versöhnung. – 24 S. – ohne ISBN.

[2:] Theodor Schober. Diakonie der Seelsorge. – 32 S. – ohne ISBN.

[3:] Dr. Serafim Joanta. Spiritualität und Dialog. – 32 S. – ohne ISBN.

[4:] Selma Haffner. Mut zur Diakonie. – 24 S. – ohne ISBN.

[5:] Therese Stählin. Ein wahrhaft erfülltes Diakonissenleben. – 32 S. – ohne ISBN.

[6:] Stefan Klöckner. Gregorianischer Gesang ist wie ein Gebet. – 32 S. – ISBN 978-3-89870-961-3.

[7:] Pfarrer Peter Helbich. Diakonie und Kultur. – 32 S. – ISBN 978-3-89870-960-6.

[8:] Peter Oberender. Wissenschaftler mit christlicher Leidenschaft. – 48 S., kart. – ISBN 978-3-89870-966-8.

Die Hefte 1 bis 5 wurden 2013/2014 der unter einem sinnigen Titel firmierenden Publikationsreihe des ESC-Ecumenical Spiritual Center / Ökumenisches Geistliches Zentrum der Diakonie Neuendettelsau noch (ohne ISBN) von der Anstalt selbst verlegt, die Hefte 6 bis 8 im Jahr 2015 durch den Kunstverlag Fink. Sie bieten Porträts prägender Gestalten der Neuendettelsauer Diakonie, fast von ihren Anfängen an (Stählin) bis in die Gegenwart hinein, sämtlich aufschlussreich, anregend und interessant zu lesen. Freilich wirkt die Auswahl etwas zufällig; – oder gibt es doch eine innere, gar „spirituelle“ Linie, die der Rezensent nicht erkannte? Zugleich hätte man sich auch

Hefte zu den Rektoren Hans Lauerer, der immerhin von 1918 bis 1953 amtierte, und seinem Nachfolger Hermann Dietzfelbinger (im Amt 1953 bis 1955), dem späteren Landesbischof, vorstellen können. Auch überrascht die Wendung zur unmittelbaren Gegenwart: Der renommierte Wissenschaftler Peter Oberender war immerhin ein (umstrittener) Gesundheitsökonom; außerdem finden Berücksichtigung ein rumänisch-orthodoxer Metropolit, der für das Diakoniewerk Neuendettelsau die Brücke nach Rumänien und zur Orthodoxie schlägt, ein führender Gregorianik-Wissenschaftler und Praktiker, der die Tagzeitengebete für Neuendettelsau neu ausarbeitet, ein Pfarrer, der sozusagen

das Amt des Kulturbeauftragten für das Diakoniewerk wahrnimmt. Sie alle sind (oder waren) auch persönlich mit dem Herausgeber verbunden, so dass ihre Porträts auch Dokumente der Freundschaft und der Verehrung sind. Historisch interessant und besonders wertvoll sind die Hefte zu den Oberinnen Therese Stählin und Selma Haffner sowie zu den Rektoren Theodor Schober und Heinz Miederer, zu dem bisher keine Biographie veröffentlicht wurde. Die Reihe bietet wichtige Impulse zur Weiterarbeit an der bunten, bis in die Gegenwart reichenden Geschichte Neuendettelsaus. [2042]

Jan Huber

### 3.6. 20. Jahrhundert/Zeitgeschichte (Nr. 2043–2045)

Schmuhl, / Winkler: Im Zeitalter der Weltkriege. Die Diakonissenanstalt Neuendettelsau unter den Rektoren Hans Lauerer (1918–1953) und Hermann Dietzfelbinger (1953–1955) (Huber) (Nr. 2043) – Mück: NS-Hochburg in Mittelfranken. Das völkische Erwachen in Neustadt an der Aisch 1922–1933 (Herz) (Nr. 2044) – Kitzmann: Wagnis Widerstand. Evangelische Christen in München gegen den Nationalsozialismus (Herz) (Nr. 2045)

SCHMUHL, HANS-WALTER / WINKLER, ULRIKE: Im Zeitalter der Weltkriege. Die Diakonissenanstalt Neuendettelsau unter den Rektoren Hans Lauerer (1918–1953) und Hermann Dietzfelbinger (1953–1955). – Neuendettelsau: Diakonie, 2014. – 427 S., geb., Abb. – ISBN 978-3-9809431-6-1.

Auch wenn Titel und Aufmachung dies nicht erkennen lassen: es handelt sich um den dritten Band der vom Neuendettelsauer Rektor Schoenauer (im Amt bis 2015) selbst in Auftrag gegebenen Geschichte seines Diakoniewerks, die besonders auch sozialhistorische Fragestellungen berücksichtigen möchte. Der erste Band, verfasst von Harald Jenner, stellt die Zeit von 1854 bis 1891 unter den Rektoren Löhe und Friedrich Meyer dar (vgl. Besprechung in ZBKG

2007, Nr. 1560). Der Folgeband, bereits von Schmuhl/Winkler geschrieben, widmet sich der Zeit von 1891 bis 1918 unter den Rektoren Hermann Bezzel und Wilhelm Eichhorn (vgl. ZBKG 2010, Nr. 1681). Der hiermit vorliegende dritte Band beschreibt in Fortsetzung dazu die Geschichte der Diakonie Neuendettelsau in einer Zeit, in die „zwei katastrophale Kriegsniederlagen, zwei Revolutionen – die Novemberrevolution 1918 und die ‚braune Revolution‘ 1933 –, zwei Währungszusammenbrüche, eine Weltwirtschaftskrise [...], eine Diktatur neuen Typs, ein Krieg von einer völlig neuen Qualität und ein in der Weltgeschichte einzigartiger Massenmord an geistig behinderten und psychisch erkrankten Menschen fallen“ (S. 28). So katastrophal die Zeitläufte waren, personell herrschte mit Rektor Lauerer (1884–1953) und der von 1921 bis 1950 amtie-

renden Oberin Selma Haffner (1878–1965) eine erstaunliche Kontinuität.

Das Buch über die Diakonissenanstalt zeigt sich dreigeteilt: Der erste Hauptteil stellt die Zeit der Weimarer Republik (S. 17–137) dar und ist nach Arbeitsfeldern, etwas grob, geordnet. Der zweite Hauptteil über die Zeit des Nationalsozialismus (S. 138–376) nimmt dagegen eine chronologische Einteilung vor: „1933–1935: Illusionen und erste Irritationen“ (S. 139–230). Dann werden unter den Stichworten: „Wachsender Druck und zunehmende Desillusionierung“ die Jahre 1936 bis 1940 betrachtet (S. 230–289). Den bedrückenden Höhepunkt vielleicht des ganzen Buchs bildet die Darstellung des „Katastrophenjahrs“ 1940–1941 (S. 289–335). Anschließend wird noch für die Jahre 1941 bis 1945 der „Kampf um den Fortbestand“ skizziert (S. 335–376). Der verhältnismäßig knappe dritte Hauptteil über die Nachkriegsjahre 1946 bis 1955 (S. 377–417) zeigt, dass die Diakonissenanstalt Neuendettelsau doch erstaunlich schnell wieder zur früheren Arbeitsfähigkeit zurückfand, freilich unter Überlastung der Diakonissen, gerade weil jüngerer „Nachwuchs“ in notwendigem Maße ausblieb. Dies war die Lage, bevor das bundesrepublikanische Wirtschaftswunder zum Ausbau eines Sozialstaats führte, in dem das Diakonische Werk als Institution der Wohlfahrtspflege sich von der Anstaltsdiakonie vollständig emanzipieren sollte.

Ein großer Vorzug auch dieses Bandes ist die durchgehende Präsentation zahlreicher Tabellen zu den unterschiedlichsten Sachverhalten und Entwicklungen, etwa zur Schwesternschaft oder zu den Pfléglingen unter verschiedenen Fragestellungen, (z.B. Verpflegungsgelder). Und auch innerhalb der Darstellung werden immer wieder statistisch erhobene Befunde ausgebreitet. Was beschrieben wird, ist also tatsächlich empirisch untermauert. Freilich hätte man sich gelegentlich und im Ganzen eine etwas zupackendere Analyse gewünscht, die die vielen Einzelbeobachtungen zusammenführt und pointierter bewertet. Hoch anerken-

nenswert ist aber auf jeden Fall die transparente Aufbereitung des Stoffs, die an vielen Stellen solide Weiterarbeit ermöglicht.

Die historische Darstellung verdeutlicht, dass die plurale Gesellschaft und die liberale Demokratie der Weimarer Republik der Leitung der damaligen Diakonissenanstalt fremd blieben, obwohl deren Sozialpolitik gerade in ihren besseren Jahren zwischen Hyperinflation und Weltwirtschaftskrise (1924 bis 1929) zu einem starken Wachstum der Anstalt und ihrer breitgefächerten Aktivitäten führte. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen Person und Wirken von Rektor Hans Lauerer, der sich zunächst aufgeschlossen zeigte für den aufkommenden Nationalsozialismus. Lauerer begeisterte sich vor allem am Gedanken der „Volksgemeinschaft“, den er diakonisch auffassen wollte, und erhoffte sich eine gesichertere Stellung der Religion und der Kirche in der Gesellschaft. Im Jahr 1933 fand Lauerer sich auch grundsätzlich bereit zur Zusammenarbeit mit den ‚Deutschen Christen‘ (DC) Bayerns. Nach dem Sportpalast-Skandal und einem vergeblichen Anwerbeversuch des Reichsbischofs Müller orientierte sich Lauerer dann aber strikter am bekenntniskirchlich-konfessionalistischen Kurs von Landesbischof Meiser. Dass dies nicht selbstverständlich war, zeigt das Beispiel von Pfarrer Hans Sommerer: der Leiter der Bruckberger Heime und der Neuendettelsauer Diakone sowie vertraute Mitarbeiter Lauerers ging zusammen mit einigen Anhängern 1934 zu den DC über. Der Schulterschluss Neuendettelsaus mit der ‚Bekennenden Kirche‘ bedeutete für Lauerer jedoch keine Distanzierung vom NS-Staat. Überdies ist bei ihm auch der damals weit verbreitete „Alltagsantisemitismus“ (S. 238) festzustellen. Lauerer griff dazu aber noch „manche Vorstellungen eines radikalen Rassen- und Radauantisemitismus auf“ (S. 239), die ihn „innerhalb des nationalkonservativ-bürgerlichen Lagers“ sogar „eine vergleichsweise radikale Haltung“ artikulieren ließen (S. 239). So unterstützte er den Gedanken einer nach Rassen

getrennten Gesellschaft und beargwöhnte pauschal die Ernsthaftigkeit der Taufe von Juden. Kritisch-differenziert referiert werden auch Sommerers und Lauerers frühe Beiträge zur Frage des – man erschrickt beim Lesen – bereits in den frühen 1920er Jahren so bezeichneten „lebensunwerten Lebens“ und zu dessen tatsächlich bereits theoretisch in den Blick genommenen „Vernichtung“ (S. 89f). Sommerer lehnte diese entschieden ab. Euthanasie und Eugenik galten dabei in den zwanziger und dreißiger Jahren gleichwohl als Themen, die nicht nur von rassistischen Fanatikern traktiert wurden, sondern auch seriös-wissenschaftlich Behandlung fanden. Darum war auch auf diesem Feld in Neuendettelsau die grundsätzliche Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit dem nationalsozialistischen Staat vorhanden.

Bruchlinien zeigten sich dagegen in den schweren Auseinandersetzungen über das Schul- und Ausbildungswesen, das in den 1920er und 30er Jahren mehr noch als die eigentliche diakonische Betreuungsarbeit das Kerngeschäft Neuendettelsaus darstellte. Trotz dieser Vorzeichen wurde auch die Neuendettelsauer Diakonie von den während des Kriegs zielstrebig durchgeführten staatlichen Mordaktionen an den Schutzbefohlenen der Diakonissenanstalt überrascht. Sie hat diese keineswegs unterstützt, sich ihnen aber auch nicht, was geboten gewesen wäre, energisch widersetzt. Immerhin gelang es durch eine gewisse Hinhaltetaktik und durch Ausnahmeregelungen einige wenige zu retten. Dass nicht mehr unternommen wurde, dass die Leitung kaum etwas gewagt hat, obwohl die betreuenden Schwestern möglicherweise zu mehr aktivem Tun bereit gewesen wären – darin liegt ein schweres Versagen und, religiös-moralisch gesprochen, eine Schuld, deren historische Umstände aber nur differenziert-kritisch zu beschreiben sind.

Der so nüchtern daherkommende Band lässt einen wegen der Dramatik der geschilderten Ereignisse nicht los. Gleichwohl hätte man sich noch etwas mehr an Information

vorstellen können: Wie sah es eigentlich mit der gemeindediakonischen und -pädagogischen Arbeit der Neuendettelsauer Schwestern vor Ort in ihren verschiedenen Einsatzgemeinden aus? Welche Kooperationen, welche Konflikte gab es vor Ort mit dem Nationalsozialismus? Wie war das Verhältnis seinerzeit zur Konkurrenz-Anstalt der Hensoltshöhe? Auch zur Spiritualität der Neuendettelsauer Diakonissen erfährt man nahezu nichts. Das Buch lässt also wichtige Fragen offen.

Leider vermisst man auch in diesem Band, wie schon in den Besprechungen zu der Vorgängerbände moniert, eine kritische Auskunft zu den Quellen und zur Forschungslage sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Das obligatorische Personenregister wird zwar geboten, mit Blick auf die zahlreichen Filialen der Neuendettelsauer Diakonie wären jedoch auch ein Ortsregister und ein Sachregister nützlich gewesen. Denn die Gliederung erreicht, erkennbar bereits am Inhaltsverzeichnis, durchaus nicht das mögliche Optimum an Detailschärfe, Strukturierung und Transparenz. Überflüssig, sogar verunklarend wirken, jedenfalls für den Rezensenten, die aus Originalzitaten gebildeten Überschriften. Sie sollen wohl die Lebendigkeit der Darstellung erhöhen, erschweren aber jedenfalls dem Rezensenten die Orientierung in der Gliederung. Insgesamt aber handelt es sich bei diesem Band um ein exemplarisches, künftig unverzichtbares Werk zur bayerischen Diakoniegeschichte in den dunkelsten Phasen der deutschen Geschichte. [2043]

*Wolfgang Huber*

MÜCK, WOLFGANG: NS-Hochburg in Mittelfranken. Das völkische Erwachen in Neustadt an der Aisch 1922–1933. – Neustadt/Aisch: Verlag Ph. C. W. Schmidt, 2016 (= Streiflichter aus der Heimatgeschichte, Sonderband 4). – 398 S. kart. – ISBN 978-3-87707-990-4.

In seinen Anfängen geht dieses Buch auf ein Ereignis vor etwa 25 Jahren zurück. Damals erschien ein älterer Mann aus Neustadt an der Aisch im Bürgermeisteramt – der Verfasser war zu der Zeit Erster Bürgermeister der Stadt – und legte Herrn Mück ein in Packpapier eingewickeltes und fest verschürtes Paket auf den Schreibtisch mit der Bemerkung, das habe er bei einer Sperrmüllsammlung auf einem Haufen Gerümpel gefunden, mitgenommen, zu Hause geöffnet und viele Jahre bei sich verwahrt. Beim Öffnen entpuppte sich das Ganze als die teilweise kalligraphisch gestaltete „Chronik unserer Ortsgruppe Neustadt an der Aisch. Gegründet 16. März 1923.“ Auf insgesamt 211 Seiten wird dort ein Abriss der Geschichte der NSDAP-Ortsgruppe Neustadt von 1923 (wobei die Vorgeschichte zurück bis ins Revolutionsjahr 1918 reicht) bis zum 30. Januar 1933 aus stark nationalsozialistisch gefärbter Sicht gegeben.

Mück, ein ausgewiesener Kenner der Materie und für seine akribische Arbeitsweise bekannt, stellte diesem außergewöhnlichen Fund weitere zeitgenössische und neuere Quellen aus einer Vielzahl von Archiven gegenüber und wertete die entsprechende Sekundärliteratur erschöpfend aus. So zeichnet er auf profunder Quellenbasis die Geschichte der „NS-Hochburg in Mittelfranken“ – diese Bezeichnung trifft aus Sicht des Verfassers seit 1923 auf Neustadt a. d. Aisch zu – von 1922 bis 1933 objektiv und differenziert.

Mücks Arbeit gliedert sich in vier Teile. Die Einleitung (S. 1–20) beschäftigt sich mit Intension und Zeitpunkt der Veröffentlichung, Herkunft und Gestaltung der Chronik und der Zuverlässigkeit der Daten und Informationen. Am mit Abstand ge-

wichtigsten fällt Teil zwei aus (S. 21–282), der Neustadts Weg zu einer Hochburg der NSDAP in Franken in sieben Unterpunkten beschreibt (Die Gründungsphase der Ortsgruppe Neustadt a. d. Aisch; Die weitere Entwicklung der Ortsgruppe bis zur „Machtergreifung; Demokratische Gegenkräfte; Kampf gegen jüdische Mitbürger; Aspekte der weiteren Geschichte der Ortsgruppe in den 1930er Jahren; Spiegelung des Aufstiegs der völkischen Bewegung in Neustadt a. d. Aisch in dem Schlüsselroman „Türme über der Stadt“ von Dr. Gustav Sondermann; Kurzbiographien). Teil drei (S. 283–365) enthält die Chronik im Wortlaut, wobei die ersten 20 besonders aufwendig gestalteten Seiten als Faksimile abgedruckt sind. Der Anhang (S. 367–398), der u.a. die beiden von Hitler in Neustadt 1923 und 1928 gehaltenen Reden im Wortlaut auf der Basis des „Neustädter Anzeigenblatts“, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personen- und Ortsregister enthält, rundet das profunde, äußerst sorgfältig recherchierte, sehr anschaulich beschreibende und klar analysierende, mit viel Liebe zum Detail gestaltete und mit zahlreichen Abbildungen versehene opus magnum ab.

Am Beispiel der Kreisstadt Neustadt an der Aisch beschreibt Mück exemplarisch eine Entwicklung, die weitgehend symptomatisch ist für stark agrarisch und protestantisch geprägte Regionen: dort waren unstrittig damals Hochburgen der Nationalsozialisten. Somit kommt dieser Fallstudie durchaus überregionale Bedeutung zu. Sie ist äußerst lehrreich und absolut lesenswert. Eckart Dietzfelbinger, ein langjähriger Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände in Nürnberg äußert sich am Ende seines Vorwortes so: „Ein solches Werk zum Thema hat es in dieser Form bisher nicht gegeben. Es ist jedem historisch interessierten Menschen zu empfehlen und verdient hohe Anerkennung“ (S. X). Dem ist nichts mehr hinzuzufügen.

[2044]

*Ulrich Herz*

**KITZMANN, ARMIN RUDI:** Wagnis Widerstand. Evangelische Christen in München gegen den Nationalsozialismus. – München: Allitera, 2016. – 140 S., kart., Abb. – ISBN 978-3-86906-825-1.

Nach seinem Vorwort (S. 7–8) und einer kurzen Einleitung (S. 9–11) stellt Kitzmann sein Thema in fünf Kapiteln dar: Widerstand in der heißen Phase des Kirchenkampfes (S. 12–40), Widerstand in der kalten Phase des Kirchenkampfes (S. 41–61), Widerstand angesichts der Judenvernichtung (S. 62–83), Widerstand aus dem „Garten der Gerechten“ (S. 84–100), Widerstand als Gefährdung der eigenen Existenz (S. 101–114). Eine zusammenfassende Beurteilung (S. 115–117), Anmerkungen (S. 118–123) und ein Anhang (S. 124–139), der drei inhaltliche Vertiefungen, Nachbemerkungen, das Literaturverzeichnis sowie den Abbildungsnachweis enthält, vervollständigen das Büchlein. Vergeblich sucht man jedoch einen Personenindex, der zur schnelleren Orientierung durchaus hilfreich gewesen wäre.

Zu Beginn versucht Kitzmann sein Thema in den historischen Kontext einzuordnen. Aktiver Widerstand ist für ihn nach Ralph Giordano „ein Atoll im Pazifik der braunen Zustimmung“ (S. 11). Bisher sei bei dem Thema „Kirche und Nationalsozialismus“ häufig „die Behauptung [sic] der Schuld, des Versagens und der Anpassung im Mittelpunkt“ gestanden. Es folgen zwei zentrale Sätze, die Kitzmanns Motivation und Geschichtsbild gut beschreiben: „Dass es aber bei allem Versagen auch Menschen in unserer Kirche gegeben hat, die mutig gegen den Nationalsozialismus standen und dabei auch ihre Existenz aufs Spiel gesetzt haben, geriet darüber in den Hintergrund. So wurde es nötig, auch ihrem widerständigen Reden und Handeln nachzuforschen und für die gebührende Hochachtung zu sorgen.“ (S. 7) Dieses durchaus ehrenhafte Unterfangen birgt jedoch die Gefahr in sich, den Aspekt des Widerstandes gegenüber den Bereichen Schuld, Versagen etc. zu sehr in den

Vordergrund zu rücken. Auffällig ist, dass Kitzmann den Begriff „Widerstand“ äußerst großzügig, „im weitesten Sinne“ (S. 11) versteht. An keiner Stelle unternimmt er den Versuch, den Begriff zu definieren und von anderen in diesem Kontext möglichen Begriffen wie Resistenz, Widerständigkeit, Opposition etc. abzugrenzen. Ebenfalls problematisch erscheint es dem Rezensenten, dass Kitzmann bisweilen fast nur entlastendes, eine Widerstandshaltung nahelegendes Material präsentiert und Forschungsergebnisse, die eine gewisse Nähe zum oder ein Sich-Einlassen auf den Nationalsozialismus belegen, nicht berücksichtigt. Dies gilt besonders für die Person des damaligen Landesbischofs Hans Meiser, den Kitzmann, so der Eindruck des Rezensenten, unbedingt „weißwaschen“ will. Bereits im Vorwort und dann vor allem in den Kapiteln 1 und 3 macht er unmissverständlich klar, dass das Verhalten Meisers gegenüber den Nationalsozialisten bisher keine angemessene Würdigung erhalten habe und dass ihm, „dem angeblich antisemitischen Landesbischof“ (S. 40), vor allem in jüngster Vergangenheit „große Ungerechtigkeit und Missachtung“ seiner Person widerfahren sei (S. 39). Schließlich habe Meiser z.B. im März 1934 mit einem Schreiben an Ministerpräsident Siebert gegen den Aufruf der NSDAP-Kreisleitung Ansbach-Feuchtwangens, jüdische Geschäfte zu boykottieren, protestiert. Meiser als „Träger dieses Widerstandes“ (S. 39) sei – so suggeriert der Kontext mehrfach (z.B. S. 7, 37–40) – als Namensgeber für eine Straße hervorragend geeignet. Auch an anderer Stelle sieht Kitzmann mehrfach eine Schiefelage der aktuellen historischen Forschung. So erscheinen ihm z.B. die Verdienste Meisers bei der Unterstützung und Rettung nichtarischer Christen auf den entsprechenden Gedenktafeln in Nürnberg und München nicht annähernd adäquat gewürdigt, was ihn veranlasst, einen eigenen, seiner Ansicht nach „zutreffende[n]“ Text für diese Tafeln zu formulieren (S. 68). Die starke Fixierung auf Widerstandsaktionen macht es Kitzmann

immer wieder schwer, historische Vorgänge und auch das Handeln von Personen angemessen zu bewerten.

Was Kitzmann dem Leser bietet, sind einzelne Einblicke in widersätzliches Verhalten von Personen, sozusagen Splitter von unterschiedlichen Graden der Resistenz gegenüber dem Nationalsozialismus. So erfährt man teilweise Neues zum „evangelischen Widerstand in München“ (S. 11). Gelegentlich ist der Rezensent aber erstaunt darüber, wer alles unter dieser „Überschrift“ aufgenommen wird. Ob bei Johann Georg

Elser oder Hans Conrad Leipelt eine evangelische Prägung *das* entscheidende Handlungsmotiv war?

Dem Leser bietet sich somit ein inhaltlich durchaus interessantes, historisch jedoch nicht immer mit der nötigen Sorgfalt austariertes Buch, das abgesehen von gelegentlichen Nachlässigkeiten bei der Silbentrennung und einigen unmotivierten Leerstellen (S. 43, S. 63, S. 65) sorgfältig redigiert ist.

[2045]

*Ulrich Herz*

#### 4. Kunst- und Kulturgeschichte (Nr. 2046)

Bedal: Dorfkirchen in Franken. Kontinuität und Wandel in Bauformen und Ausstattung 1000–1800 (Herz) (Nr. 2046)

**BEDAL, KONRAD:** Dorfkirchen in Franken. Kontinuität und Wandel in Bauformen und Ausstattung 1000–1800. – [Bad Windsheim:] Fränkisches Freilandmuseum, 2015. – 392 S., geb. Festumschlag, Abb. – ISBN 978-3-926834-96-6.

Was von dem Autor Konrad Bedal, dem langjährigen Leiter des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim und ausgewiesenen Kenner der Materie, in aller Bescheidenheit als Bildhandbuch titulierte wurde, ist viel mehr als das. Das Buch bietet auf fast 400 Seiten einen Überblick über 800 Jahre Baugeschichte fränkischer Dorfkirchen. Die Gliederung ist dabei erst einmal eine chronologische. Nach dem Einstieg (S. 8–56), der das gewählte Thema umreißt und erläutert, behandelt Prof. Bedal in den folgenden Kapiteln Romanik und Frühgotik (1000–1300, S. 57–124), Gotik und Nachgotik (1300–1650, S. 125–278) sowie Barock und Rokoko (1650–1800, S. 279–372). Dem Ausklang (S. 373–374) folgt dann der Anhang (S. 375–392), in dem der Autor zuerst die von ihm in farbige unterlegten Kä-

ten im bisherigen Text integrierten Kurzbeschreibungen von fünfzig ausgewählten Dorfkirchen (37 evangelischen und 13 katholischen) tabellarisch auflistet mit Verweis auf die jeweilige Seitenzahl, den lokalen Standort und bauliche Charakteristika. Es folgt eine höchst interessante Baudatenliste (S. 378–385), die chronologisch das Alter fränkischer Kirchen auflistet, basierend auf dendrochronologischen Daten bzw. Inschriften. Ein Literaturverzeichnis (S. 386f.) und ein Ortsregister (S. 388–390) runden dieses Opus Magnum ab. Es ist nämlich viel mehr als nur ein Bildhandbuch.

Natürlich spielen die Abbildungen eine wichtige Rolle. Praktisch auf jeder Seite findet sich mindestens eine Fotografie, teilweise sind es sogar drei oder vier. Alle Bilder sind fotografisch von höchster Qualität, durchwegs in Farbe und veranschaulichen das im Text Gesagte in hervorragender Weise. Aufnahmen von Details und Gesamtansichten wechseln sich ab, je nachdem, was abgebildet werden soll. Somit ist dieses Buch schon allein durch seine Photographien, die der Autor mehrheitlich in den Jahren 2005

bis 2010 selbst angefertigt hat, ein wahrer Augenschmaus. Aber auch die insgesamt 21 erläuternden Karten (z. B. S. 13, S. 37, S. 80, S. 144, S. 164, S. 361), die das Vorkommen bestimmter Merkmale ortsweise darstellen, genügen höchsten Ansprüchen. Sie sind ebenfalls mehrheitlich von Herrn Bedal selbst gestaltet und zeichnen sich durch eine Reduktion auf das Wesentliche ab. Durchwegs in Farbe veranschaulichen auch sie die jeweiligen Textaussagen und zeigen die geographische Verteilung bestimmter Phänomene innerhalb Frankens, z.B. der Kanzelaltäre (S. 361).

Der gegenüber den Bildern umfangmäßig etwas zurücktretende Text ist äußerst informativ, flüssig geschrieben und allgemein verständlich, wodurch er zu einem Lesevergnügen wird. Er gleitet nie ins Allgemeine oder gar Triviale ab, sondern bietet, obwohl er keine reine Wissenschaftlichkeit anstrebt, eine Fülle von fundierten, interessanten und teils überraschenden Informationen. Interessant ist dabei auch Bedals Art der Darstellung: Wenn er z.B. Romanik und Frühgotik behandelt, stellt er bestimmte Aspekte der Romanik dar, z.B. romanische Bauformen, romanische Portale, romanische Fenster oder romanische Bau-

plastik. Die Portale z.B. untergliedert er in den „Zyklopensturz“, den Rundbogen, das Stufenportal, das Portal im Rahmen, das Säulenportal oder das Zackenportal. Es geht dem Verfasser somit, abgesehen von den 50 ausgewählten Dorfkirchen, nicht um die Kirche als Ganzes, sondern in erster Linie um einzelne Stilelemente oder Bereiche von Kirchen, die er im Text beschreibt, vergleicht und durch eine Fülle von gut erklärten Bildern, Skizzen und Karten veranschaulicht. Will man eine Gesamtschau einer bestimmten Dorfkirche, so gelingt das mit Hilfe des Ortsregisters mühelos. Darüber hinaus ist das Werk sehr sorgfältig redigiert und von hoher handwerklicher Qualität.

Fazit: Ein herausragendes Werk für Liebhaber schöner, ästhetischer Bilder und ansprechend formulierter, höchst informativer Texte, das seinem Anspruch, „als eine anschauliche und informative Bilderreise zur Entwicklung und zu den Formen ländlich-dörflicher Kirchenbauten“ zu dienen (S. 8), vollauf gerecht wird. Es sei jedem für das Thema aufgeschlossenen Leser wärmstens ans Herz gelegt und ist auch bestens geeignet als niveaivolles Geschenk! [2046]

*Ulrich Herz*